

Schmitz-Hoffmann

Lese- und Arbeitsbuch
zur
Geschichte Oberschlesiens



Erster Teil:
Von den Urfanfängen bis zum
Auftreten der Hussiten



Langensalza
Verlag von Julius Belk
Berlin—Leipzig

Lese- und Arbeitsbuch
zur
Geschichte Oberschlesiens
für Schule und Haus

herausgegeben von

Dr. Schmitz und **Gustav Hoffmann**
Schulrat in Neisse, Lehrer in Gr.-Strehlitz
jetzt in Andernach am Rhein

Erster Teil:
Von den Urfanfängen bis zum
Auftreten der Hussiten



1 9 2 8

Verlag von Julius Belz in Langensalza

SL 7 b1b
SL 12 f

139775

Teil 1

II.

K-69/3824
21.3.69 10,-

Alle Rechte vorbehalten.



Vormort.

Unser „Lese- und Arbeitsbuch zur Geschichte Ober-schlesiens“ entstand auf Grund einer Anregung des Verlages. Es erscheint in 3 Hefen.

Das 1. Heft umfaßt die Zeit von den Urfanfängen bis zum Auftreten der Hussiten.

Das 2. erstreckt sich von den Hussiten ab bis zum Zeitalter Friedrichs des Großen.

Das 3. reicht von da ab bis in die Gegenwart.

Ein 4. Ergänzungsheft wird geplant.

Bei der Stoffauswahl war besonders folgender Gedanke maßgebend:

Der entlassene Schüler bekommt zumeist nur die historischen Skizzen und geschichtlichen Aufsätze aus Tageszeitungen zu lesen. Es ist notwendig, daß der reifere Schüler lernt, sie kritisch zu durchdenken.

Besonders bei Darstellungen aus dem Gebiet der Vorgeschichte findet man immer wieder fehlerhafte Angaben. Da die Ergebnisse dieser Wissenschaft leider noch nicht überall bekannt sind, seien wenigstens drei Tatsachen berichtet, gegen die oft Verstöße vorkommen:

1. Der Mensch war von der jüngeren Steinzeit ab kein roher Wilder in Fellbekleidung, sondern Ackerbauer, der Woll- und Leinenkleidung trug.

2. Die in unserer Heimat wohnenden Wandalen waren nicht rohe Krieger, Jäger, Trinker und Spieler, sondern fleißige Landwirte.

3. Unsere Heimatprovinz war in den einzelnen Perioden der Vorgeschichte nicht ein durchweg „wilder und sumpfiger Urwald“. Ein Blick auf die Fundkarten zeigt schon jetzt deutlich die mannigfachen waldlosen Siedlungsräume.

Die in unserem Buche enthaltenen Arbeiten der Sachgelehrten sind in dieser Beziehung mustergültig und stets zum Vergleich heranzuziehen.

Der Lehrer findet nicht immer die Stoffe so gestaltet, daß er sie ohne weiteres seinen Schülern darbieten kann, vielmehr muß er erst manche zuständige Schilderung in Handlung umsetzen, manche Erzählung in den Sprachschatz seiner Schüler umkleiden. Ist es doch unmöglich, ein Buch zu schaffen, daß in allen seinen Stücken dem Niveau der Großstadtjugend der höheren Schulen und Volksschulen sowie dem zweisprachigen Kinder des einsamen Walddorfes entspricht. — Dem Grundsatz der Lückenlosigkeit haben wir nicht nachgestrebt, wir glauben jedoch, daß das Sachregister und eine Zeittafel mit Entwicklungsübersicht am Ende eines

jeden Heftes es den Schülern ermöglichen werden, den Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse gut zu erarbeiten.

An dieser Stelle sei allen Mitarbeitern und Helfern aufs herzlichste gedankt, insbesondere Herrn Dr. Freiherrn von Richthofen-Ratibor, in dessen Auftrag und unter dessen Mitwirkung vorgeschichtliche Aufsätze dieses Buches entstanden, ferner den Herren Regierungsdirektor Dr. Weigel und Studienrat Dr. Krawczynski in Oppeln, sowie Herrn Lehrer Laßmann-Groß-Strehlik für mannigfachen Rat und praktische Mithilfe, insbesondere für das Lesen der Korrekturen und für die Aufstellung des Wort- und Sachregisters.

Möge unser Lese- und Arbeitsbuch zur Geschichte Oberschlesiens mit dazu beitragen, daß in unserer jungen Provinz Oberschlesien ein Geschlecht heranwachse, das von starker und bewußter Liebe zur eigenen Heimat und zum Vaterlande durchglüht und von dem ernstesten Willen beseelt ist, einst mit offenem Blick und mit Pflichtbewußtsein teilzunehmen an den Aufgaben, die die Provinz als Hochburg für deutsche Kultur im Osten des Reiches zu erfüllen hat.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Nr.	Überschrift	Verfasser	Seite
1	Urgeschichte, ältere Steinzeit	Aus Arndt, Oberschlesische Vor- u. Frühgeschichte	1
2	Ist Oberschlesien urpolnisches Land?	Dr. Schr. v. Richthofen	3
3	Oberschlesische Vorgeschichte, Eiszeit	Heinrich Kurh	9
	Oberschlesische Vorgeschichte, Die ältere Steinzeit	Heinrich Kurh	10
	Oberschlesische Vorgeschichte, Die jüngere Steinzeit		10
4	Im Oderwald vor 4000 Jahren	Streda-Czarnoranz	11
5	Bronzezeit 2000—800 v. Chr.	Heinrich Kurh	13
6	Eisenzeit 800 v. Chr. bis heute	Heinrich Kurh	13
7	Erstes Vordringen der Germanen nach Oberschlesien 700—400 v. Chr.	Heinrich Kurh	13
8	Kelten in Oberschlesien	Heinrich Kurh	14
9	Zweites Vordringen der Germanen. Die Wandalen in Oberschlesien,	Heinrich Kurh	14
10	Erste Geschichtsquellen	Heinrich Kurh	15
11	Das Wandalendorf an der Oder	Heinrich Kurh	15
12	Die letzte Fahrt	Gnielczyk	17
13	Römische Bernsteinsucher	Gnielczyk	20
14	Völkerwanderung	Heinrich Kurh	22
15	Die Aufdeckung eines germanischen Hauses aus dem 4. bis 5. Jahrhundert n. Chr. bei Oberwitz, Kr. Gr. Strehlitz	Hugo Mötefindt	22
16	Ein römisches Goldstück am Anna-berge erzählt	A. Hellmann, Beuthen	25
17	Ein römisches Goldstück am Anna-berge erzählt. Die Geburt in Rom	A. Hellmann, Beuthen	25
18	Ein römisches Goldstück am Anna-berge erzählt. An die Oder	A. Hellmann, Beuthen	26
19	Ein römisches Goldstück am Anna-berge erzählt. Am Wandalenherd	A. Hellmann, Beuthen	27
20	Ein römisches Goldstück am Anna-berge erzählt. Die dunkeläugige Sclavin	A. Hellmann, Beuthen	28

Nr.	Überschrift	Verfasser	Seite
21	Ein römisches Goldstück am Anna- berge erzählt. An der Bernstein- küste	A. Hellmann, Beuthen	28
22	Ein römisches Goldstück am Anna- berge erzählt. Die Wandalen- wanderung	A. Hellmann, Beuthen	29
23	Ein römisches Goldstück am Anna- berge erzählt. Nach dem glut- heißen Carthago	A. Hellmann, Beuthen	30
24	Ein römisches Goldstück am Anna- berge erzählt. Das Menschenopfer auf dem Annaberge	A. Hellmann, Beuthen	31
25	Ein römisches Goldstück an Anna- berge erzählt. Unter den Trüm- mern des Heidentums	A. Hellmann, Breslau	32
26	Slawische Zeit (700 [?] bis 1000 n. Chr.)	H. Kurß	33
27	Slawenzeit	Aus Versus Lubensis	34
28	Slawenzeit (Fortsetzung)	Aus Knötel, Kunst in Oberschlesien	35
29	Frühgeschichte (1000—1400), Zeit der deutschen Rückwanderung	H. Kurß	35
30	Christliche Glaubensboten in Ober- schlesien als Vermittler deutscher Kultur	Dr. Schmitz	35
31	Alte Holzkirchen	Artur Mirau	40
32	Besiedlung	Nach Aug. Müller, Geschichte der Gemeinde Neunz	40
33	Joschko	Niedurny	45
34	Deutsche Ansiedler	Aus Gustav Freytag, Erinnerungen aus meinem Leben	46
35	Das Neisser Landschaftsbild vor Beginn der deutschen Besiedlung	Kl. Lorenz	46
36	Die Gründung eines deutschen Dorfes	Konrad Gufinde	49
37	Was mir das Wappen der Stadt »Groß-Strehlitz« erzählt	Gustav Hoffmann	51
38	Stiftungsurkunde des Klosters Rauden vom 21. 10. 1258	Dr. Potthast	52
39	Gründung von Frauendorf bei Oppeln (29. Sept. 1319)	Schremmer	55
40	Urkundliches aus Siedlungstagen	Aus Heimatblätter des Neissegaues	55
41	Peter I. (1258—1274), der erste Raudener Abt	Dr. Potthast	60
42	Polnisches und deutsches Recht	Nach Chronik der Stadt Patyschau	61
43	Oberschlesisches Geld ums Jahr 1300	Kopka, Prieborn	62
44	Die Mongolen überfallen das Land	Paul Kania	63
45	Die Holzgerechthe in Alt-Ratibor	Aus Ratiborer Anzeiger	67
46	Das schlesische Goldbländchen Zuck- mantel-Ziegenhals-Freiwaldbau	Friedrich Kaminsky u. Paul Kußer	69
47	Vom Weinbau in Schlesien (altes Siedlungsland)		74
48	Vom Weinbau in Schlesien	Kurt Dieth und Fr. Kaminsky	74
49	Die Neisser Zehntfehde zwischen Bischof Thomas II. und Herzog Heinrich IV.	Aus Heimatblätter des Neissegaues	75

Nr.	Überschrift	Verfasser	Seite
50	Dom Feste zu Neisse	Aus Richard Müller, Was die Heimat sah	82
51	Bauernleben	Dr. Potthast	86
52	Streitigkeiten wegen Abgaben mit Bauern	Dr. Potthast	86
53	Alte Burgen und Schlösser	Aus Knötel, Kunst in Oberschlesien	87
54	Die Waldquelle (Heimatsage aus dem Kanstädter Ländchen.)	Ballade von Karl Gleischer-Kreuzburg O.-S.	88
55	Ein Stadtbild aus dem Jahre 1300	Gustav Freytag, Soll und Haben	90
56	Ein Markttag in einer deutschen Stadt. 1400	Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit	91
57	Mochum Zadel	A. Hellmann, Beuthen	93
58	Der erste Bischofsbesuch im alten Jahrze anno 1354	Kurt Dieth	95
	Wort- und Sachregister	Georg Lahmann	100
	Zeittafel mit Entwicklungsübersicht	Dr. Schmitz	102

Urgeschichte

Ältere Steinzeit

Im Lehm unserer Felder finden sich häufig abgerundete Blöcke aus rotem Granit oder aus andern Gesteinen, die nicht aus den benachbarten Gebirgen, sondern aus Nordeuropa stammen müssen, weil sie sich nur dort im „anstehenden Mutterfelsen“ finden. Wie sind sie von dort so zahlreich hierher gekommen? Vor Tausenden von Jahren gab es eine kalte, niederschlagsreiche „Eiszeit“. Damals war ein großer Teil Europas von gewaltigen Gletschermassen erfüllt, die von Norden her zeitweilig sogar bis an die Sudeten sich über das Land schoben. Beim Abschmelzen des Eises mußten die eingeschlossenen Felsbrocken und auch jenes Gemisch von Ton und Sand, das wir „Geschiebelehm“ nennen, liegen bleiben.

Am Südrande der Gletscher wälzte sich das Schmelzwasser in mächtigen Urstromtälern durch die öden Flächen der moosbedeckten Tundra. Noch weiter südlich trieb in der ebenso baumarmen Grassteppe der Wind sein Spiel mit staubförmigen Massen von Ton, Sand und etwas Kalk und baute daraus mächtige Decken von „Löß“ auf. Zog sich das Eis für Jahrtausende zurück oder stieß es wieder vor, so verschoben sich auch die Tundren- und Steppengürtel, wovon bis heute die übereinanderlagernden Erdschichten samt den in ihnen enthaltenen Pflanzon- und Tierresten Zeugnis geben. Waldgebiete konnten sich damals nur in günstiger gelegenen Teilen Europas entwickeln oder erhalten.

Zahllose Funde beweisen, daß eisfreie Gegenden unsers Erdteils schon in jenen Urzeiten von Menschen bewohnt waren. Man findet ihre Spuren gewöhnlich dort, wo Höhlen oder überhängende Felsen Unterschlupf und eine reiche Tierwelt Nahrung boten.

Den harten Gesellen, die nicht gewöhnt waren, viel an die Zukunft zu denken, genügte, was die Natur von selbst hervorbrachte. Ihre Tage waren mit der Jagd auf Rentiere, Wjente, Wildpferde, Höhlenbären und langhaarige Eiselefanten ausgefüllt. Bei wechselndem Glück mußten sie auch mit nicht so vornehmer, bisweilen recht „niederer“ Jagdbeute vorliebnehmen oder gar nur mit Wildfrüchten, zarteren Pflanzenprossen und Wurzeln ihr Leben fristen.

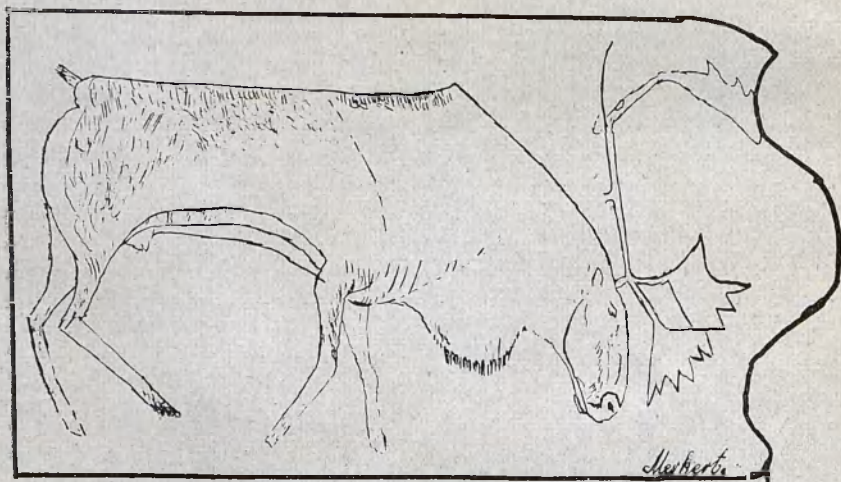
Als Werkzeuge zum Erlegen, Abhäuten und Zerschneiden des Wildbrets dienten hauptsächlich Faustkeile, Handspitzen, Messer und Schaber aus Feuerstein. Sie waren meist nur für den vorübergehenden Bedarf rasch zurechtgeschlagen, doch ist ein stufenweiser Fortschritt von älteren, roheren Formen zu immer feineren und zweckmäßigeren deutlich zu erkennen. Mit zunehmender Geschicklichkeit hieb man von einem „Kern-

stück“ lange Späne ab und verbesserte deren Gebrauchskanten, indem man mit einem Druckstock aus hartem Geweih winzige Teilchen in regelmäßigen Reihen absprengte. Die Gestalten und Verwendungsmöglichkeiten der Feuersteingeräte wurden immer mannigfaltiger; es gab flache und hohe Kratzer mit verschiedenen geschweiften Rändern, Bohrer und Stichel, Speerklingen und Pfeilspitzen. Ganz schlanke Werkzeuge mußte man aus Tierknochen schnitzen. Besonders im letzten Abschnitte der Eiszeit waren beinerne Pfriemen, Nadeln, Dolche und mit Widerhaken versehene Harpunen beliebt.

Feuer wird bei Naturvölkern noch bis heute meist so erzeugt, daß man trockene Hölzer heftig gegeneinanderreibt und in das aufglimmende Spanmehl bläst, bis es aufflammt. Erhaltene Aschenschichten nebst aufgeschlagenen und angesengten Knochen von Jagdtieren beweisen, daß schon in der Eiszeit die Fleischnahrung gern angeröstet wurde. Wir können uns leicht vorstellen, wie das Lagerfeuer nicht selten auch dazu angezündet wurde, um frosterstarrte Glieder wieder zu erwärmen.

Nur mit umgehängten Tierfellen bekleidet, tröhten die ersten Bewohner Europas den Unbilden der Eiszeit. Kopf, Hals und Arme schmückten durchlochte und aufgereimte Zähne, Muschelschalen und Schneckengehäuse.

Zierliche Knochenschnitzereien und große bunte Felszeichnungen von überraschender Naturtreue, meist Jagdtiere darstellend, verraten uns die eigenartige Begabung, den scharfen Blick, die sichere Hand und zugleich die Lieblingsgedanken des echten Jägers.



Der vom Tode ereilte Gefährte wurde mit liebevoller Fürsorge in der Stellung eines Schlafenden bestattet. Das Wenige, was er im irdischen Leben nötig hatte, gab man ihm mit ins Grab. Er sollte auch fürderhin keinen Mangel leiden.

Die in den Gräbern erhaltenen Knochenreste lehren, daß ein Teil der eiszeitlichen Bevölkerung Europas mit der gegenwärtigen körperlich durchaus übereinstimmte. Im älteren Abschnitt der Altsteinzeit dagegen wohnte in unserm Erdteil noch ein anderer Menschenschlag, der mit seiner fliehenden Stirn und den kräftigen Augenbrauenbogen an die heutigen Australier erinnert.

Das erste derartige Schädeldach wurde 1856 im Neandertale bei Düsseldorf gefunden. Der älteste menschliche Überrest, den wir bis jetzt überhaupt besitzen, dürfte eine Kinnlade sein, die im Jahre 1907 bei Mauer in der Nähe von Heidelberg entdeckt worden ist. Um die Mitte der Altsteinzeit starb die „Neandertalrasse“ in Europa aus.

Lebensbedingungen, wie sie der eiszeitliche Mensch brauchte und suchte, waren z. B. in Spanien, Frankreich, Belgien, West- und Süd-deutschland so reichlich gegeben, daß uns die große Zahl der dort gemachten Funde nicht wundern darf. Andre Gegenden boten nur zeitweise Aufenthaltsmöglichkeiten, so das Lößgebiet von Predmost bei Prerau im Marchtale, felsige Zufluchtsorte bei Stramberg zwischen Oder und Ostrowitz, sowie bei Ojców westlich von Krakau.

Die eben genannten Lagerplätze befinden sich vor den „Toren“ Oberschlesiens. Daher ist es höchst wahrscheinlich, daß jene alten Jäger hin und wieder auch unser Land durchstreift haben. Gäbe es in unsrer Heimat passende Wohnhöhlen, so wüßten wir gleich, wo wir greifbare Beweise zu suchen hätten, die uns bis heute fehlen. Vielleicht hilft geschärfte Aufmerksamkeit, sie doch noch zu finden.

Aus Arndt, Oberschlesische Vor- und Frühgeschichte.
W. Crüwell, Dortmund 1925.

Ist Oberschlesien urpolnisches Land?

Von Dr. Frhr. v. Richthofen-Ratibor O.-S.

Immer wieder begegnet man im polnischen und tschechischen Schrifttum der Ansicht, Böhmen und Mähren sowie fast ganz Ostdeutschland, und dabei besonders auch Oberschlesien, gehöre zur Urheimat der Slawen. Von polnischer Seite wird überaus häufig mit der Behauptung gearbeitet, Oberschlesien sei urpolnisches Gebiet. Auch allerlei scheinbar rein wissenschaftliche Gründe hat man für deren Richtigkeit ins Feld zu führen versucht. Jeder heimatliebende Schlesier wird der Erforschung der heimischen Vorzeit Verständnis entgegenbringen. Ganz besonders aber liegt es wohl für alle nahe, eine vorurteilsfreie Aufklärung darüber zu erwarten, ob die eben erwähnte Behauptung zutrifft oder nicht. Die, um sie zu stützen, gelegentlich angeführten Gründe sprachwissenschaftlicher und geschichtlicher Art erweisen sich selbst dem geschulteren Laien schon auf den ersten Blick als ganz und gar unzulänglich. Wir brauchen uns also hier nicht mit ihnen zu befassen. Nur diejenigen Völker, deren Gräber unter der heimischen Scholle ruhen und deren Siedelungen in unserem Boden ihre Spuren hinterlassen haben, können die vorzeitlichen Bewohner Oberschlesiens gewesen sein. Das Untersuchen dieser

einzigsten unmittelbaren Quellen aus der schriftlosen Vorzeit ist die Aufgabe der Vorgeschichtsforschung. Mit ihren Hauptergebnissen steht diese noch verhältnismäßig junge Wissenschaft längst auf durchaus gesichertem Boden. Leider hat man in Deutschland nur allzu lange ihre Bedeutung unterschätzt. Gegenüber wichtigen und fesselnden Arbeiten über andere Länder blieb hier wie oft die noch dringlichere Forschung in der Heimat das Stiefkind. So sind denn auch die von den Vorgeschichtlern nachgewiesenen Tatsachen über die vorzeitliche Besiedelung des deutschen Ostens noch längst nicht so bekannt wie sie es sein müßten. Ferner hat in manchen Gegenden, z. B. auch in Oberschlesien, gründlichere landeskundliche Forschung überhaupt erst in jüngster Zeit eingesetzt.

Von der mittleren Bronze- bis in die älteste Eisenzeit (etwa 1200 bis 600 v. Chr.) siedelten in Oberschlesien wie in fast ganz Ostdeutschland Westpolen, Mähren, Böhmen, Niederösterreich und Nord-Ungarn die Träger der sogenannten lausitzischen Kultur. Ihre Hinterlassenschaft sind Altertümer einer bestimmten in sich geschlossenen Kulturgruppe mit zahlreichen nur dieser Gruppe eigenen Merkmalen. Sie können nur einem einheitlichen Volkstum zugeschrieben werden. Der Name lausitzische Kultur ist wenig glücklich gewählt. Er hat sich aber in der Wissenschaft allgemein eingebürgert, weil diese Kultur zunächst besonders durch Altertümer aus der Lausitz bekannt wurde. In Schlesien ist sicher nachgewiesen worden, daß ihre Träger hier die Nachkommen der einheimischen Bevölkerung vom Ende der jüngeren Steinzeit waren. Deren Volkstum entstand durch eine Vermischung nordischer und donauländischer Einwanderer. Die lausitzische Kultur soll nun nach den Behauptungen gewisser tschechischer und polnischer Forscher urslawisch gewesen sein. Sie verschwindet aber im 6. Jahrhundert v. Chr. vollkommen. Ihre Träger scheinen abgewandert und ausgestorben und zum Teil auch in anderen Völkern, — z. B. den von Norden vordringenden Germanen — aufgegangen zu sein. Im einzelnen werden dies erst neue Untersuchungen genauer zu klären haben. Vorgeschichte, Sprachwissenschaft und Anthropologie sprechen dafür, daß wir die lausitzische Kultur Stämmen zuschreiben müssen, die den Vorfahren der geschichtlichen Illyrier nahe verwandt waren.

Die Funde aus den jüngeren Zeitabschnitten der Vorgeschichte der genannten Gebieten gehören scharf umgrenzten anderen Kulturgruppen, und damit anderen Völkern, an. Nach einer Zeit der Unruhe, die außer Germanen vorübergehend auch Kelten in ostdeutsches Land brachte, wurde das ganze Verbreitungsgebiet der lausitzischen Kultur, also auch Oberschlesien, allmählich von Germanen in Besitz genommen. In Schlesien erscheinen die ersten Germanen nach sicherem Ausweis durch die Bodenfunde schon im 6. Jahrhundert v. Chr. Auch aus Oberschlesien liegen Altertümer vor, die mit jener ersten Einwanderung von Germanen in Verbindung gebracht werden müssen. Doch scheinen diese Germanen das schlesische Land wieder verlassen zu haben und nach Südosten weiter gewandert zu sein. Im Verlaufe des 1. Jahrhunderts v. Chr. wird Mittel- und Niederschlesien vollständig von neu zugewander-

ten germanischen Stämmen besiedelt. Wie die Funde in Verbindung mit den geschichtlichen Quellen zeigen, die uns Nachrichten römischer Schriftsteller bieten, gehören die neu eingewanderten Germanen dem Stammesverband der Wandalen an. In Oberschlesien kennen wir erst ganz neuerdings Altertümer des 1. Jahrhunderts v. Chr. und zwar vorläufig nur aus den Kreisen Leobschütz, Cosel und Gr. Strehlitz. Diese stammen aber wahrscheinlich von Kelten her. Bisher waren nur einige über 200 Jahre ältere keltische Funde aus Südoberschlesien bekannt. Sie erweisen, daß Kelten bereits in diesem früheren Abschnitt hier von Süden her eingedrungen waren. Die erwähnten 1925 geborgenen Altertümer aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. zeigen nun ebenfalls überwiegend ausgeprägt keltischen Stil, wie besonders gleichzeitige Funde aus Böhmen, Mähren und Österreich erweisen. Im Norden der Provinz haben aber wohl damals Germanen gesiedelt. Hierfür sprechen germanische Gräber des 1. Jahrh. v. Chr. aus Siemianice Kreis Kempen in Posen. Die Fundstelle liegt nur wenige hundert Meter von der ober-schlesischen Grenze. Spätestens vom 1. Jahrh. n. Chr. an ist dann ganz Oberschlesien nach sicherem Beweis durch die Funde jahrhundertlang rein germanisches Land. An Zahl spärlicheren germanischen Altertümern aus dem 1. und 2. Jahrhundert stehen bereits sehr viele des 3. und 4. Jahrhunderts gegenüber. Einige gehören möglicherweise auch noch in das 5. Jahrhundert. Im einzelnen wird uns künftige Forschung noch weiter über den Gang und die Stärke der germanischen Besiedelung aufklären müssen. Schon im 1. Tätigkeitsvierteljahr der neuen Provinzialdenkmalpflegestelle für Vor- und Frühgeschichte haben sich die Fundplätze germanischer Gräber und Wohnstätten in Oberschlesien um reichlich ein Drittel ihrer bisherigen Anzahl vermehrt. Besonders viele Ansiedelungen der Völkerwanderungszeit wurden neu bekannt, aber auch wichtige ebenso alte Gräberfelder (Chorulla Kreis Gr. Strehlitz, Tarnau Kreis Oppeln) und ältere Friedhöfe (z. B. an den gleichen Orten Gräber des 3. Jahrhunderts und in Neudorf Kreis Kreuzburg solche des 1.—2. Jahrhunderts n. Chr.). Vor allem gelang der Nachweis, daß nicht nur Teile Oberschlesiens, wie man bisher annahm, sondern die gesamte Provinz, — also auch die ganze rechte Oderseite — von den Germanen besiedelt wurde. Allein germanische Siedlungsplätze der Völkerwanderungszeit wurden bei folgenden Orten neu entdeckt:

Chorulla Kreis Gr. Strehlitz
 Ellguth Kreis Rosenberg
 Frei Tschapel Kreis Kreuzburg
 Hohendorf Kreis Leobschütz
 Kösling Kreis Leobschütz
 Krempa Kreis Gr. Strehlitz
 Krznanowiz Kreis Oppeln.
 Leobschütz
 Proskau Kreis Oppeln
 Oberwitz Kreis Gr. Strehlitz
 Polanowiz Kreis Kreuzburg

Gr. Schimnitz Kreis Oppeln
Sczedrzik Kreis Oppeln
Straduna Kreis Oppeln
Tarnau Kreis Oppeln
Wehowitz Kreis Leobischütz
Zyrzowa Kreis Gr. Strehlitz.

Die Zahl neuer Fundstellen hat sich seitdem noch stark vermehrt.

Diese Feststellung ist nur planmäßigem Suchen vorgeschichtlicher Scherben an der Oberfläche der Äcker zu verdanken. Viele Heimatfreunde, vor allem Herren aus der Lehrerschaft, haben zu diesem Erfolge beigetragen. Wie stark die germanische Besiedelung war, zeigt besonders deutlich das Beispiel von Tarnau, Kreis Oppeln. Hier wurden in letzter Zeit auf einer einzigen Gemarkung fünf Fundstellen germanischer Altertümer und zwar drei Gräberfelder und zwei Siedelungen nachgewiesen!

Daß die von den deutschen Forschern als germanisch erkannten Altertümer der genannten Jahrhunderte tatsächlich germanisch sind, wird von keinem wirklich geschulten Sachmann mehr bestritten. So haben das auch polnische und tschechische Forscher wiederholt anerkannt. Einige von ihnen, besonders der führende polnische Vorgeschichtler Universitätsprofessor Dr. Kostrzewski-Posen, versuchen aber, trotzdem die Behauptung aufrecht zu erhalten, in unseren Gegenden sei seit früher Vorzeit ständig eine slawische Besiedelung vorhanden gewesen. Die Germanen wären nach dieser Meinung nur als mehr oder minder schwache Herrenschaft eingedrungen und hätten die Nachkommen der alten Träger der lausitzischen Kultur unterjocht. Diese sollen angeblich im Lande verblieben sein und nach dem Abzug der Germanen die frühgeschichtlich slawische Kultur entwickelt haben. Eine solche Behauptung erweist sich jedoch bei völlig unparteiischer Prüfung vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus als restlos verfehlt. Außer den germanischen Funden gibt es bei uns aus dem erwähnten Zeitraum keine anderen Altertümer und kann es auch gar keine geben. Ostdeutschland und damit auch Oberschlesien war ebenso wie das östliche Nachbargebiet in dieser Zeit Jahrhunderte lang rein germanischer Volksboden. Die Germanen besiedelten hier als einzige Bewohner das Land und brachten es als strebsame Ackerbauer zu einer weit entwickelteren Kultur wie viele auf Grund veralteter Vorstellungen noch heute vermuten. So zeigen uns z. B. zahlreiche Funde der Völkerwanderungszeit aus unseren Gegenden das germanische Kunsthandwerk auf einer Höhe, die nur unsere Bewunderung erregen kann. Mit welch gesuchten und ganz und gar hinfälligen Scheingründen der Versuch unternommen wird, die lausitzische Kultur als slawisch nachzuweisen und eine ständige slawische Besiedelung des hier in Frage kommenden Gebiets anzunehmen, mögen einige Beispiele kurz verdeutlichen.

Wer die lausitzische Kultur den Slawen zuschreiben will, müßte naturgemäß einen Zusammenhang zwischen ihr und der ältesten zweifellos slawischen derselben Gegenden aufzeigen. Diese gehört aber erst der frühgeschichtlichen Zeit an und ist über tausend Jahre jünger als die jüngsten Funde der lausitzischen Kultur. Ein unüberbrückbarer Zwischen-

raum mit einem Abschnitt jahrhundertelanger rein germanischer Besiedlung trennt beide. Kostrzewski sagt nun in seiner umfangreichen „Vor-
geschichte Groß Polens „Wielkopolska w czasach przedhistorycznych“
u. a.: „Vor den Einfällen der nördlichen kriegerischen Nachbarn suchte
das „lausitzische Volk“ in ähnlichen Festungen Schutz, wie anderthalb
Jahrtausende später die gesamten westslawischen Stämme aus Furcht vor
den Einfällen der Deutschen. Die Übereinstimmung beider Kultur- und
Volksgruppen, d. h. der „lausitzischen“ und der slawischen der frühge-
schichtlichen Zeit wird durch eine ganze Reihe von Einzelheiten bewiesen.
Zum Kriege entschlossen sich beide nur im äußersten Notfalle, zur Ver-
teidigung ihrer Unabhängigkeit im Schutze von Ringwällen, deren Ge-
brauch der „lausitzischen“ Kultur und der frühgeschichtlich slawischen
gemeinsam, anderen aber unbekannt ist.“

In Wirklichkeit war aber Ringwallbau in vor- und frühgeschichtlicher
Zeit auch den verschiedensten anderen Völkern und Kulturen eigen. Die
slawischen Schanzen wurden ferner keinesfalls vorwiegend gegen die
Deutschen errichtet, sondern spielten vor allem in den dauernden Stam-
mesfehden der Slawen untereinander und als befestigte Herrensitze eine
Rolle. Dies zeigt ihre Verbreitung auf ostslawischem Gebiet in Verbin-
dung mit dem geschichtlichen Quellenmaterial und anderen Gründen.
Und dann hiervon ganz abgesehen: Wie stellt sich Kostrzewski die Mög-
lichkeit eines Zusammenhanges innerhalb seiner durchaus mißglückten
Beweisführungen vor? Über tausend Jahre müßte sich die Erinnerung
an den Wallbau bei seinen — in Wahrheit gar nicht vorhandenen — an-
geblich slawischen Nachkommen des Volkes der lausitzischen Kultur im
verborgenen erhalten haben, um dann unvermittelt mit einem Male
wieder wirksam zu werden! Die angeblich slawische Unterschicht müßte
übrigens ferner sofort nach dem Einrücken der Germanen derart ge-
knechtet worden sein, daß sie nicht einmal mehr Tongefäße und andere
Gegenstände in eigenem Stil anzufertigen vermochte. Denn es gibt ja
aus diesem Zeitraum keine Funde von solcher Art! Auch die Sprach-
wissenschaft muß Kostrzewski für seine Zwecke herhalten. Die wenigen
altgermanischen gotischen Lehnworte im Polnischen sollen seine An-
schauung stützen. Wäre nicht die polnische Sprache zweifellos weit stärker
germanisiert worden, wenn die Vorfahren der Polen viele Jahrhunderte
lang unter verschiedenstämmigen Ostgermanen gelebt hätten? Sollten
davon dann wirklich nur noch einige wenige, überdies ausschließlich
gotische, Lehnwörter zeugen? Schon ein Hinweis auf diese Tatsachen
genügt, um zu zeigen, wie unhaltbar die Behauptungen Kostrzewskis
und der Vertreter ähnlicher Meinungen sind.

Kostrzewski veröffentlichte auch einen Aufsatz über die Vorgeschichte
von Oberschlesien („Górny Slask w czasach przedhistorycznych“) und zwar
in der mit Unterstützung des polnischen Kultusministerium herausge-
gebenen Warschauer landeskundlichen Zeitschrift „Ziemia“ (Jahrg. 6,
1922, S. 54—61). Neben überaus zahlreichen anderen Fehlern und un-
haltbaren Schlüssen trägt er dort seine oben bereits gekennzeichnete Be-
urteilung der vorgeschichtlichen germanischen Besiedlung Schlesiens in be-

sonders gehässiger Form vor. Die Germanen werden wieder nur als bedeutungslose Herrenschicht hingestellt. Wo Kostrzewski von der Völkerwanderungszeit spricht, sagt er z. B.: Die Germanen zogen beutelüstern nach dem zerfallenden römischen Reiche ab, gemäß dem immer germanischen Grundsatz, *ubi bene ibi patria* (= wo es dir gut geht, da ist dein Vaterland)! Es verlohnt nicht, hier näher auf diesen Ton einzugehen, der auch sonst den betreffenden Aufsatz Kostrzewskis kennzeichnet.

Die altgermanische Besiedlung Schlesiens war nicht schwach, sondern im Gegenteil sehr stark. Dies zeigen besonders deutlich die zahlreichen neuen Funde. Es wäre zu wünschen, daß allmählich auch Kostrzewski selbst zugibt, wie verfehlt seine Beweisführungen waren, mit denen er bisher von seiner politischen Stellungnahme geleitet, bei der Frage nach der Urheimat der Polen arbeitete. Seine, im Gegensatz zu dem zuletzt erwähnten Aufsatz und noch anderen Veröffentlichungen, wirklich nur von rein wissenschaftlichen Zielen beherrschten nicht auf diesen Stoff bezüglichen Arbeiten, finden mit Recht allgemeine Anerkennung.

Daß die sogenannte lausitzische Kultur, wie oben mehrfach betont wurde, unmöglich slawisch gewesen sein kann, hat kürzlich auch der bekannte tschechische Forscher Cervinka nachdrücklich hervorgehoben, und zwar in einem Aufsatz über die Gräber der alten Mähren. (Cervinka, *O hrobech starych Morava nur, Casopis vlast. mus. spolk. Olomocni, Olmütz* 1925). Zu der gleichen Anschauung gelangte u. a. auch der ebenfalls tschechische Vorgeschichtler Schráníl in einer beachtenswerten neuen Arbeit mit dem Titel: Einige Beiträge zur Kenntnis der Kulturströmungen im 10. und 11. Jahrhundert in den tschechischen Ländern (Sborník Niederlov. Prag 1925 S. 160 ff.).

Ausführlicher widerlegt werden die Anschauungen von Kostrzewski oder Vertretern ähnlicher Meinungen über die Urheimat der Slawen besonders noch in folgenden Arbeiten:

- H. Preidel: Seit wann wohnen Slawen in Böhmen? (Festschrift zum 25 jähr. Best. des Gymnasiums Tetschen, Tetschen 1925, S. 44—90).
- K. Tackenberg: Ethnologische Streitfragen in der Vorgeschichte Ostdeutschlands (Mannus, Zeitschr. d. Deutschen Gesellsch. f. Vorgeschichte, 4. Ergänzungsband — 1924 — S. 144—146).
- K. Tackenberg: Die Wandaken in Niederschlesien. (Vorgeschichtl. Forschungen, herausgegeben von M. Ebert. Bd. I, 2. Verlag De Gruyter & Co., Berlin 1924).
- B. v. Richthofen: Zum Stand der Vorgeschichtsforschung in Posen und dem westlichen Kongreßpolen. (Manus. Bd. 16, 1924, S. 302 bis 324).
- B. v. Richthofen: Ist Posen urslawisches Land? (Deutsche Blätter in Polen, Jahrgang I, Heft 9, S. 483—488. Posen 1925.)

Für die Kenntnis der germanischen Funde Oberschlesiens ist grundlegend die Arbeit: „Oberschlesien zur römischen Kaiserzeit“ von M. Jahn (Prähistorische Zeitschrift Berlin, Band 10 (1918) S. 80 ff. und Band 13

(1921) S. 127—149.) Die Erfolge der wichtigsten neuen Untersuchungen werden zum ersten Mal etwas ausführlicher gekennzeichnet in einem Bericht des Verfassers dieser Zeilen: Neue Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung in Oberschlesien. Er wird im in Vorbereitung befindlichen 3. Heft des I. Bandes der Breslauer Zeitschrift „Altschlesien“ erscheinen. Daß auch nach der Völkerwanderungszeit Reste der Germanen in Schlesien verblieben, erweist die Sprachwissenschaft — nur so ist erklärbar, daß uns altgermanische Namen (z. B. die Bezeichnung des Silinger Gaues in der slawischen Form „Slenzane“, woraus später „Schlesien“ entstand) durch die später von Osten her einrückenden Slawen überliefert wurden. Kostrzewski sieht allerdings auch hierin eine Stütze seiner Behauptung, daß die Urslawen jahrhundertlang unter germanischer Herrschaft gelebt haben sollen!!

Frühestens im 6. Jahrhundert nach Christus können die ersten Slawen in unser Land gelangt sein, doch ist ihr Einzug vielleicht noch später erfolgt. Die bisher ältesten der spärlichen slawischen Funde gehören bereits der frühchristlichen Zeit an. Schon im 12. Jahrhundert gann die Wiedereindeutschung Oberschlesiens. Das vielgebrauchte Wort Kolonisation ist hier unrichtig, da es sich ja um einen altgermanischen Volksboden handelt. Von den einheimischen Fürsten als Kulturträger ins Land gerufen, erschienen die Deutschen, um Oberschlesien in friedlicher Arbeit gemeinsam mit der Bevölkerung slawischer Abstammung einer höheren Kultur und neuem Wohlstand entgegen zu führen.

Wir Deutsche brauchen die Frage nach der Volkszugehörigkeit der vorzeitlichen Bewohner Oberschlesiens nicht in den Streit der Meinungen zu werfen. Deutsch ist — wie auch die Abstimmung erwies — das Empfinden der Mehrheit des oberschlesischen Volkes, unabhängig vom Klang des Dialekts, deutsch Oberschlesiens Kultur und deutsch die blühende Entwicklung der oberschlesischen Wirtschaft. Wenn aber von unseren Gegnern betont wird, Oberschlesien sei urpolnisches Land, um ihnen den Schein eines moralischen Rechtes zu geben, das sie nicht haben, dann ist es unsere gebieterische Pflicht, der wahren Kenntnis der Vorzeit Oberschlesiens zum Siege zu verhelfen. Oberschlesien ist nicht urslawisches Land, sondern war jahrhundertlang altgermanischer Siedlungsboden, ehe je eines Polen oder anderen Slawen Fuß seine Gaue betrat.

Oberschlesische Vorgeschichte.

Eiszeit.

Unsere Heimatprovinz Oberschlesien ist eine hügelige Hochfläche, die mit Ausnahme des südwestlichen Grenzgebirges von fast keiner größeren Bodenerhebung unterbrochen wird. Wohl tritt an manchen Stellen Kalkgestein zu Tage, aber sonst sind alle Schichten aus älteren Zeiten mit einer verschieden starken Decke von Moränen bedeckt. Diese Erdmassen wurden von Gletschern, die von Norden her kamen und ganz Oberschlesien bedeckten, bei ihrem Abschmelzen hier zurückgelassen. So entstand in dieser Eiszeit das Bild unseres Heimatlandes, das sich bis

heute nicht wesentlich geändert hat. In die Eiszeit fällt auch das erste Auftreten des Menschen.

Die Wissenschaft, die durch Erforschung der Siedlungen und Gräber der früheren Zeiten uns ein Bild aus der Vorzeit eines Landes gibt, heißt Vorgeschichte. Sie umfaßt die Zeit vom ersten Auftreten des Menschen bis zu seinem Eintritt in die Geschichte, d. h. die Zeit, aus der wir schriftliche Nachrichten besitzen, ein Zeitpunkt, der in einzelnen Ländern verschieden ist. Bei uns in Oberschlesien können wir ihn um das Jahr 1000 n. Chr. ansetzen. Diesen ungeheuren Zeitraum¹⁾ — er umfaßt mehrere Jahrtausende — teilt man in drei große Abschnitte ein, die nach der fortschreitenden Kulturentwicklung benannt werden. Es sind diese die Steinzeit, die man noch in eine ältere, mittlere und jüngere Stufe trennt, die Bronzezeit und die Eisenzeit.

Die ältere Steinzeit.

Funde, die das erste Auftreten des Menschen überhaupt bekunden, sind besonders zahlreich in der Donaugegend, in Südfrankreich und Nordspanien gemacht worden. Der Mensch war Jäger. Er wohnte in Höhlen und kleidete sich in Felle der erlegten Tiere. Sein Werkzeug und seine Waffen fertigte er sich aus Stein, da er das Schmelzen und Verarbeiten von Metall noch nicht kannte. Trotz dieser niedrigen Stufe, auf der der Mensch damals stand, entwickelte er schon eine überraschend hohe Kunst (Höhlenmalereien, Schnitzereien). In den letzten Abschnitten der älteren Steinzeit lebte der Mensch auch im benachbarten Mähren. Zweifellos sind die altsteinzeitlichen Jägernomaden auch bis nach Oberschlesien vorgedrungen. Ein Siedlungsplatz befand sich in dieser Zeit anscheinend bei Kösling, Kreis Leobschütz.

Die jüngere Steinzeit (5000–2000 v. Chr.).

Die erste dichte Besiedelung unserer Heimat erfolgte in der jüngeren Steinzeit. Aus der ungarischen Tiefebene drangen zahlreiche Ansiedler nach Schlesien vor. Später kamen auch aus nördlichen Ländern Siedler hierher. Beide Völker mischten sich und bildeten den Kern der Bewohner Schlesiens während langer Zeit. (Bis in die Eisenzeit hinein.) Es war eine Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung. Als Haustiere hielten sie das Rind, das Schwein, das Schaf, das Pferd und den Hund. Den größten Teil ihrer Waffen und Geräte stellten sie aus Stein her, denn sie konnten kein Metall bearbeiten. So waren die Hauptwaffen des Steinzeitkriegers und Jägers das Steinbeil, Bogen und Pfeil, der eine Steinspitze trug. Die Lebensformen, die in der jüngeren Steinzeit sich entwickelt haben, hielten sich teilweise bis in die heutige Zeit hinein. Die wichtigste Entwicklung in der Lebensweise des Menschen war der Übergang von dem nomadenhaften Jägerleben zum sesshaften Leben des Bauern, der schon in der mittleren Steinzeit, aus der bisher keine sicheren Funde aus Oberschlesien bekannt sind, erfolgte²⁾. Der

¹⁾ d. h. den Zeitraum der Vorgeschichte.

²⁾ Erst in letzter Zeit sind einige Siedlungsfunde der mittleren Steinzeit bekannt geworden.

Ackerbau wurde mit Hacke und Steinpflug in einfachster Weise betrieben. Weizen und Spelz waren die Getreidearten, die der Steinzeitmensch anbaute. Viele andere Erfindungen, die erst viel später verbessert wurden, sind damals gemacht worden. So wurde die Töpferei, das Spinnen der Flachsfaser, die man auch anbaute, das Weben des Gespinnstes zum Stoffe und das Mahlen des Getreides erfunden. Die Toten begruben die Steinzeitmenschen in der Schlassstellung. (Hockerlage, mit leicht angezogenen Knien.) Man gab dem Toten auch Gefäße, Steinbeile und Steinwerkzeuge ins Grab mit. Wann bei uns die jungsteinzeitliche Be siedelung einsetzte, können wir nicht genau feststellen, doch ist es ungefähr die Zeit um 5000 v. Chr.

Im Oderwald vor 4000 Jahren.

Einde Frühlingslüfte zogen durch den Gau und lösten die harten Fesseln, durch die die Natur den langen Winter hindurch gefangen gehalten worden war. Der Eispanzer der Oder war morsch und mürbe geworden und in den letzten Nächten zerbrochen Stromab getrieben. Am Ufer stehende uralte Baumriesen des düsteren Eichenwaldes trugen vernarbte und frische Spuren des Eisganges. Auf einer ausgedehnten Lache schaukelte ein Einbaum. Knaben in Fellkleidern sprangen eben ans Ufer, zogen einen Korb mit zappelnden Fischen nach sich, banden den Einbaum am Wurzelstock einer Erle fest und liefen einen ausgetretenen Pfad durch den feuchten, tropfenden Urwald hin zur Blöße auf dem Hügelrücken. Dort waren Wohngruben der Steinzeitleute. Über einer tiefen Grube eine mit Lehm und Steinen verdeckte niedrige Rutenwand, die das schützende Schilfdach trug. Auch rundlich geformte Hütten waren dazwischen. Hinter den Wohngruben lagen die Abfallgruben. Mit fröhlichem Lachen kamen die Knaben oben an. Das sollte ein leckeres Mahl geben! Lange genug hatte der Winter sie zu schmalen Kost gezwungen. Der Vater, die größeren Brüder und andere Männer waren vor vielen Tagen ausgezogen zur Jagd, um die Familien mit frischem Fleisch zu versorgen. Derweilen sorgte die männliche Jugend für Nahrung. Das Herdfeuer brannte schon, und kräuselnd kam den Eintretenden der Rauch entgegen und zog durch die offene Tür ins Freie. Am Herde schaffte die Frau.

Eben hatte sie den Spinnstock und die kreisende Spindel zur Seite gelegt und blies das glimmende Feuer zu neuer Glut an. Dann ging's an die Bereitung des Mahls: Mehlbrei aus selbsterbautem Korn, das der Mahlstein unter der kundigen Hand der Hausfrau zerrieben hatte, saftstrohende Wurzeln, die die Buben und Mädchen gestern im Walde mit dem Grabstocke oder der flachen Steinhacke ausgehoben. Nun brachten die Knaben noch die Fische. Da war kein Darben mehr! — Oben am Ende der Siedlung sitzt vor seiner Hütte ein alter Graubart im wärmenden Sonnenstrahl. Gar wüßt sieht es in seiner Umgebung aus! Nichts als Steinsplitter und Steine. Große, runde, weißrindige Feuersteinknollen liegen dem Alten zur Hand. Es ist der alte Steinschläger, der weithin bekannt ist, und auch dem sprödesten Gestein Form zu geben weiß, auf

daß es dann den Menschen diene. Mit kräftigen und zielsicheren Schlägen trifft er den Stein. Die Rinde fällt ringsherum, und Span auf Span fliegt unter der geübten Hand. Das mittlere Kernstück wirft er als wertlos in seine Abfallgrube neben der Wohnhütte. Nun ruht er einen Augenblick aus von seiner Arbeit und überblickt sein Werk. Das ist alles für die Männer seiner Sippe: hier ein Häufchen langer, schmaler Feuersteinspäne als Messerklingen, dort eine Menge kleinerer, aber scharfspiziger Splitter für die Pfeile, dann noch Schaber und Bohrer und sorgfältig bearbeitete Speerspißen. Doch auch Steinbeile fertigte der Alte für seine Sippe und für andere Volksgenossen, die ihm Gesteine anderer Art weit von hier aus dem Hochgebirge holten. Plötzlich schreckte der Alte auf in seinem stillen Sinnen und Beschauen. Ein gellender Ruf, der sich dreimal wiederholte, drang aus dem Walde an sein Ohr. Das waren die Männer. Sie kehrten von der Jagd zurück. Schon hatten Knaben den Jagdruf der Männer vernommen, traten aus den Wohngruben heraus, legten die Hände als Schalltrichter an den Mund und gaben Antwort in den Wald zurück. Dann sprangen sie selbst hinunter in den Busch, den Jägern entgegen. Vor vielen Tagen waren sie aufgebrochen, um mit anderen Sippen gemeinsam der Jagd im Walde nachzugehen. Sie beschlichen das Wildrind, den Auerochsen, den Elch und Hirsch in Sumpf und Moor, spürten den Bären im Forst, huben Gruben aus auf seinem Wechsel, um ihn zu fangen, stellten Schlagfallen auf fürs Wildschwein. Gefährlich und mühevoll! Nimmer ermüdend streiften sie durch ihre Jagdgründe. So manchem Vogel und Kleintier des Waldes nahm die scharfe Steinspitze des sicheren Pfeiles das Leben. Nun kamen sie heim, die Beute mit sich führend. Am heimischen Feuer wollten sie sich ausruhen zu neuer Tat. Ihre Waffen mußten geschärft und verlorene ergänzt werden. Am breiten Gürtel hing die Steinart, daneben das mit Holz- oder Hirschhorngriff gefaßte Feuersteinmesser. Um die Schultern trugen die Jäger am breiten Fellband den Pfeilbeutel und den starken Bogen aus Eibenholz mit Tiersehnen gespannt. Die sehnige Faust umfaßte den Speer mit Feuersteinspitze. Umringt von der Jugend und den hinzugekommenen Frauen, vergaßen die Männer ihre Müdigkeit und erzählten von dem Kampf gegen die Tiere des Waldes. Ein Jagdgenosse der Nachbarsippe war draußen geblieben — in der Wildnis — begraben von ihnen, wie es der Väter Sitte gebot „mit allen Waffen und Jagdbeutezeichen“. Eine starke Steinbettung schützte den Braven vor Wölfen und anderem Getier. Wie es gekommen war? Im Kampfe mit einem plötzlich aufgeschreckten und durch Speerwurf weidwunden Bären holte der kühne Jagdgesell mit seiner Steinart aus zum niedererschmetternden Schlag. Da — ein Lusthieb ward es! Die Schäftungssehne hatte sich gelöst und in weitem Bogen flog das Beil in das Dickicht des Waldes. Der Schaft nur traf den Bären, der sich mit aller Wucht und Wut der Bestie auf den unglücklichen Jäger warf und ihn unter sich begrub. Ein mutiger Genosse sprang hinzu, und schon fuhr das spitznackige Steinbeil dem Untier ins Gehirn, daß es in Todeszuckungen zur Seite rollte. Ein zweiter Hieb machte seinem Leben ein Ende. Doch — es war zu spät! Unter den Tacken des Bären war das

Leben des kühnen Kampfgenossen geflohen. Ihm ward draußen am Orte seines Kampfes ums Dasein die letzte Heimstatt bereitet. — Am Lagerfeuer beim stärkenden Mahl erzählten die Heimgekehrten von den Gefahren der Wildnis . . .

Streda, Czarnowanz.

Aus: Heimattalender für den Kreis Oppeln, 1926.

Bronzezeit 2000—800 v. Chr.

Eine genauere Zahl ist uns für den Beginn der Bronzezeit gegeben, da die Bronzen aus anderen Ländern eingeführt wurden, die eine so alte Geschichte haben, daß wir dort ihr Alter auf Grund schriftlicher Aufzeichnungen bestimmen können. So kann man ungefähr um das Jahr 2000 v. Chr. den Beginn der Bronzezeit ansehen. Die Bevölkerung blieb dieselbe, die sie in der Steinzeit war. Die Bronze, das einzige Metall, das damals verarbeitet wurde, ist hauptsächlich aus Ungarn eingeführt worden. Bald lernten die Bewohner Oberschlesiens selbst die Bronze gießen, so daß nur das Rohmaterial eingeführt wurde. Man stellte aus der Bronze, die für die damaligen Leute sehr kostbar war, hauptsächlich Waffen, so Dolche und Schwerter, dann aber auch Geräte und Schmuck her. Besonders Ägte zur Bearbeitung von Holz (Bau der Holzhäuser usw.) wurden gegossen. Unter den Schmucksachen sind es vor allem Armringe, Halsringe, Gewandnadeln und Knöpfe, die häufig auch schön verziert wurden. Die Lebensweise der Bronzezeitleute entsprach in großem ganzen der jüngeren Steinzeit.

Ackerbau und Viehzucht trieb man wie vorher, doch erfuhr wohl die Kultur in mancherlei Beziehungen einen höheren Aufschwung. Von einschneidender Bedeutung aber war der Übergang von der Körperbestattung zur Brandbestattung. Wir müssen annehmen, daß er mit einer Änderung der religiösen Anschauung und der Religion überhaupt verbunden war. Ferner lebte der Handel auf, wie Funde von ungarischen und anderen fremden Bronzen beweisen.

Eisenzeit 800 v. Chr. bis heute.

Ungefähr um die Zeit um 800 v. Chr. ward zum ersten Male Eisen in unserem Heimatlande verwandt. Erst als kostbares Material für Schmucksachen, Nadeln und Ringe, bald aber verdrängte das Eisen die Bronze auch als Werkmetall, da es im eigenen Lande selbst aus Raseneisenerz gewonnen werden konnte und dadurch viel billiger war.

Erstes Vordringen der Germanen nach Oberschlesien 700—400 v. Chr.

In ruhiger Entwicklung war also aus der steinzeitlichen Bevölkerung bis in die Eisenzeit hinein ein gewaltiges Volk angewachsen. Im 7. Jahrhundert v. Chr. drang aus dem Norden ein neues Volk in Schlesien ein: die Germanen. Dieser germanische Stamm, der nach dem Süden, nach Schlesien, zog, hatte früher an der Weichselmündung gesessen. In gewaltigem Ansturme eroberte er Posen, Westpolen und Schlesien. Die

alte Bevölkerung dieser Länder hatte sich wohl auf Burgwällen, die in dieser Zeit errichtet wurden, zu verteidigen gesucht. Diese Schanzen aber sind mit stürmender Hand genommen worden. Theils auf friedlichem, theils auf kriegerischem Wege setzten sich beide Völkerschaften auseinander. Man muß annehmen, daß die germanische Schicht die Oberhand gewann. Anscheinend setzten aber die Germanen ihren Zug nach Süden fort, und die übrige Bevölkerung Schlesiens folgte diesem Zuge. Das kennzeichnende Merkmal des Germanenstammes, der Schlesien also in der Zeit vom 7. bis 4. Jahrhundert v. Chr. bewohnte, sind bei den entsprechenden Gräbern Urnen, deren Oberteil die Nachbildung eines menschlichen Gesichtes zeigt.

Kelten in Oberschlesien.

Nach dem Abzuge der germanischen und bronzezeitlichen Bevölkerung blieb unser Heimatland einige Zeit von jeder Bevölkerung frei. In den ersten Jahrhunderten v. Chr. drangen aus Mähren und Böhmen keltische Stämme, besonders in die südlichen Teile von Oberschlesien, vor. In diesem Teile lagen besonders im ersten Jahrhundert v. Chr. eine Reihe von keltischen Siedlungen. Im Gegensatz zu den übrigen Ländern, in denen die Kelten um diese Zeit wohnten (Britannien, Frankreich, Oberitalien) hatten die Kelten bei uns keine befestigten Städte, sondern dorfähnliche Siedlungen. Sie waren von einem kriegerischen Volke bewohnt, das hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht trieb.

Zweites Vordringen der Germanen.

Die Wandalen in Oberschlesien. 100 v. Chr.—400 n. Chr.

In der Zeit, als die Kelten im Süden Oberschlesiens wohnten, drangen die germanischen Wandalen von Norden her in Schlesien ein. Ihre ursprünglichen Wohnsitze lagen in Skandinavien. In gewaltiger Schär zogen sie über die Ostsee und nach Deutschland hinein. Ein Teil der Wandalen fand in Schlesien eine neue Heimat. Der Hauptgrund für diese Wanderung lag wohl im Nahrungsmangel, der durch Übervölkerung hervorgerufen worden ist. — Eine neue Blütezeit, die eine überraschend hohe Kultur zeigt, brach für Schlesien an. Die Wandalen, ein kampferprobtes, weitherhartes Volk, lebten hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht, doch waren Jagd und Kampf ihre liebste Beschäftigung. Wie alle vorgeschichtlichen Siedler unserer Heimat wohnten sie in Blockhäusern, die mit Lehm beworfen waren. Als kühnes Reitervolk besaßen sie schnelle Pferde, doch auch die übrigen Haustiere wurden von ihnen gepflegt. Sie waren Meister im Schmelzen und Schmieden des Eisens. Vortrefflich verstanden sie sich auf die Bearbeitung von Bronze, Silber, Gold und Eisen, das jetzt erst eigentlich zum Werkmetall wurde. Die Rüstung des germanischen Kriegers bestand aus Lanze, Jagdspieß, Schwert und Schild, auch Bogen und Pfeil. An seinen Füßen trug er Sporen. Am Gürtel mit eiserner Schnalle, der wie die Gewandnadeln das feine wollene Kleid hielt, hingen Feuerstahl und Messer. Die germanische Frau war schlicht gekleidet. Als entsprechender Schmuck dienten eiserne Armbänder, Glasperlketten und Bronzenadeln.

Erste Geschichtsquellen.

In dieser Zeit beginnt für Oberschlesien schon die Geschichte, wenn sie auch nur sehr spärliche Quellen für diese Zeit besitzt. Die Römer, ein ursprünglich tüchtiges, kriegshartes Volk, hatten es verstanden, die damals ihnen bekannte Welt fast ganz zu einem mächtigen Reiche zusammen zu schmieden. Die römischen Geschichtsschreiber berichten uns von den Germanen, deren Sittenstrenge sie rühmten, daß sie weit nach Osten und Norden saßen. So erwähnen sie in Schlesien die Stämme der Wandalen, Lugier und Silingen, von denen unsere Heimat den Namen Schlesien erhalten hat.

Kunst und Handfertigkeit blühten im römischen Reiche hoch auf. Durch Zwischenhandel gelangten von Stamm zu Stamm Erzeugnisse römischer Kunstfertigkeit bis weit hinauf nach Norden. Auch in unserem Heimatlande beweisen zahlreiche Funde, besonders von römischen Münzen, den Einfluß der Römer. Ja, selbst römische Gefäße aus Ton und Bronze, auch Silber- und Glaschalen wurden bis nach Schlesien gehandelt. Da viele Germanen bei den Römern in Kriegsdienst traten, kam manches Stück als Beute und Sold in unsere Heimat. Die reichen Germanenfürsten führten einen prächtigen Hof (siehe z. B. die Fürstengräber von Sacrau Kreis Breslau und Wichulla Kreis Oppeln).

Heinrich Kurzh, wissenschaftl. Helfer am Beuthener Museum ¹⁾.

Das Wandalendorf an der Oder.

Denken wir uns um 1600 Jahre zurückversetzt. Wir würden alsdann bei einer Wanderung von Tarnau nach Chorulla etwa folgendes erleben:

Eben haben wir das wandalische Dorf in der Tarnauer Gegend verlassen. Nochmals schauen wir uns um. Im Scheine der aufgehenden Sonne liegen die Holzhäuser, umgeben von blühenden Obstbäumen. Wir wandern weiter, zuerst an junger Saat vorüber, dann über saftige Tristen, auf denen hier und da eine Herde von Kühen, hin und wieder auch Schafe weiden. Junge Burschen galoppieren auf ihren Pferden hin und her. Bald springen sie ab und werfen nach der Scheibe den Speer, bald sitzen sie wieder auf und jagen über die Au, daß es eine Lust ist, den flinken Gestalten zuzusehen. Uns aber führt der Weg weiter, dem Walde zu. Bald nimmt dieser uns auf mit seinem erquickenden Schatten. Einem schmalen Wege folgen wir. Noch hat der Mensch es nicht versucht, durch Pflanzen der schnellwachsenden Kiefer aus dem Walde Nutzen zu ziehen. Wie Gott ihn geschaffen hat, so steht er da, herrlicher Buchenwald, unter dessen Laubdach wir dahinwandeln. Leicht senkt sich der Weg, eine Lichtung breitet sich vor uns aus. Ein Bächlein rieselt durch's Erlengebüsch. Nirgends erblicken wir einen Menschen. Ganz versteckt, daß wir sie kaum ahnen können, liegen die Dörfer. Immer weiter folgen wir

¹⁾ Die Arbeiten von H. Kurzh sind im Auftrage und unter Mitwirkung des staatl. Vertrauensmannes für kulturgech. Bodendenkmäler, Dr. Steinherr v. Richthofen, entstanden.

dem Waldwege, der uns jetzt über Sandhügel und an düsteren Sichten vorüberführt. Eben haben wir wieder eine kleine Höhe erreicht, als plötzlich laute Rufe die Stille unterbrechen; Hundegekläff wird laut. Erschrocken bleiben wir stehen. Da bricht ein Hirsch durchs Unterholz; jetzt erreicht ihn die Meute, stellt ihn, und ehe wir es ahnen konnten, saust ein scharfer Speer dem gehezten Tiere in die Seite. Der Hirsch bricht zusammen. Im gleichen Augenblick sprengt auf schäumendem Pferde der glückliche Jäger heran. Mit lautem Rufe winkt er seinen Gefährten zu; sie eilen herbei. Während sie den Hirsch aufbrechen, können wir sie in Muße betrachten. Ihr helles Haar ist zu einem Knoten gebunden. Ein Obergewand mit kurzen Ärmeln und eine Hose aus feinem Wollstoff bedecken den lehnigen Leib. Im Ledergürtel, der von einer kunstvoll gearbeiteten, eisernen Schnalle gehalten wird, steckt in lederner Scheide das Messer. Am Gürtel hängt der Feuerstahl. Jeder der Jäger hat zwei Speere. Einer trägt auch Pfeil und Bogen. Lederne Bundschuhe und Sporen vervollständigen die Ausrüstung. Mit ihren scharfen Messern geht die Arbeit schnell von statten. Trotzdem muß jeder sein Messer mehrmals mit dem Schleifstein, den er in der Jagdtasche trägt, schleifen. Bald ist das Zerlegen des Hirsches beendet. Sie holen ihre Pferde, die in der Nähe grasten, heran, um die Beute auf jedes Pferd zu verteilen. Nun können wir auch Zaumzeug und Sattel betrachten. Das Gebiß ist, wie heute, aus Eisen, der Halfter aus Riemen. Schon schwingen sie sich aufs Roß, und in flottem Galopp geht es dem Heimatdorfe zu. Wir folgen ihnen, so schnell wir können. Eine kleine Weile nach den Reitern erreichen auch wir das Dorf. Wir sehen eine Anzahl Gehöfte, die von lebenden Hecken umgeben sind. An einer Stelle finden wir einen Weidenrutenzaun. Ein breites Tor gewährt uns Einlaß. Wir stehen im Hofe. Er ist rechteckig. Auf jeder Seite erhebt sich ein Holzhaus. Die kleineren Blockhäuser dienen als Ställe und Scheunen, das größere Haus ist das Wohnhaus. Es ist aus Eichenbalken gefügt und von außen mit Lehm beworfen. Das hohe Dach ist mit Stroh gedeckt. Treten wir ins Innere, so bemerken wir, daß das Haus in zwei Teile geteilt ist, in die Schlafräume und in einen großen Wohnraum. Hier fällt uns vor allem der gewaltige Herd auf, der aus Steinen errichtet ist, und auf dem das offene Feuer lustig flackert. Wir sehen die Hausfrau eifrig am Herde beschäftigt. Ihr Haar, das sorgfältig geordnet ist, schmückt eine kunstvoll gedrechselte Knochennadel, um die sie noch manche Schöne von heute beneiden möchte. Um den Hals trägt sie eine Kette von schön gezierten eisernen Anhängern. Ihr Gewand wird von Gewandnadeln gehalten. An ihrem Gürtel hängt außer Messer und Feuerstahl, ein Schlüsselbund mit den Schlüsseln zu den Truhen. Rings um die Holzwand laufen Bänke. In der Mitte steht ein Tisch und auf den Gesimsen eine Anzahl Töpfe. Die größte Zierde an den Wänden bilden die Waffen des Mannes. Da bemerken wir die gewaltigen Speere, die der Wandale bei Jagd und Kampf gleich gut zu führen weiß. Daneben hängt der Schild. Er besteht aus einer runden Holzscheibe von $1\frac{1}{2}$ cm Stärke. In der Mitte der Scheibe ist ein Loch von 15 cm Durchmesser rund herausgesägt, und dieses mit einem gehämmerten Schildbuckel über-

nagelt. Er gehört viel Übung dazu, mit einem solchen Schilde erfolgreich zu kämpfen. Denn die Holzscheibe hält nicht einen Schwerthieb aus. Sie soll auch nur die Bewegungen des Kämpfers verdecken. Jeder Hieb und Wurf muß mit dem eisernen Buckel aufgefangen werden. Auch Bogen und Pfeil zieren die Wand. Ebenso hängt das Fischezneß da. Wir verlassen das Haus. Das anliegende Gehöft gehört dem Ältesten des Dorfes. Es ist größer und stattlicher als die anderen. Eben tritt die Tochter des Hauses heraus, um am nahen Brunnen Wasser zu holen. Ihr Gewand ist feiner, und ihren Hals zieren blaue Glasperlen, die ihr der Liebste aus fernem Süden mitgebracht, als er vorige Sonnenwende für kurze Zeit zur Heimat zurückkehrte. O, die blauen Perlen sind nicht ihr einziger Schmuck. Ein feines Goldbringlein und einen schön eingelegten Kamm bewahrt sie in ihrer Truhe.

Heute nach 1600 Jahren stehen wir nachdenklich an den Wandalengräbern im Kalksteinbruch. Sie reden die Sprache des gewaltigen Liedes von vergangenem und vergessenem Leben und Sterben.

Heinrich Kurz, Aus dem Chelmer Lande. 1925 Nr. 12.

Die letzte Fahrt.

1.

Ein Sommer, etwa um die Zeit des Anfanges der christlichen Zeitrechnung. In der waldfreien Gegend von Oppeln verspricht der gute Ackerboden reiche, schwere Ernte. Auf den ausgedehnten Weiden mit üppigem Graswuchs gedeiht das Vieh ausgezeichnet. Sie haben wohl daran getan, sich hier anzusiedeln, die Silingen, eine der angesehensten Völkerschaften unter den Wandalen — (Wandali-Wanderer), die das übrige Schlesien nach dem Abdrängen der Ureinwohner bevölkerten. Fest hielten sie zusammen in ihren Sippen, und gute Nachbarschaft hatten sie an den Stammesverwandten, die in der Gegend des fetten Lößbodens um Ratibor und Leobschütz herum saßen. Wo sollten sie auch Verkehr und sonstige Beziehungen suchen? Gegen Osten wehrte ein dichter Urwald jedes Vordringen. Finster und drohend, unheimlich in seiner Ausdehnung, nur von wildem, dem Menschen feindlichem Gethier belebt, lag der Wald bis zum Przemsfluß und darüber hinaus und bildete einen Grenzwall gegen feindliche Nachbarn. Nur der Fuß ausgesandter Späher oder kühner Jäger betrat die Wildnis und brachte zu den stillen Ackerbauern und Viehzüchtern Kunde von jenseits der Grenze.

In mütterlicher Sorge richtete die Sommer Sonne das Brot in den gelben Ähren her. Die Linden dufteten, umschwärmt von wilden Bienen. Der Oderstrom und manches andere Gewässer wehten sanfte Kühle über das Land. Sommerlich still und geheimnisvoll lag die Luft über den Siedlungen mit Hof und Feldmark. Da ging von Hof zu Hof eine Kunde, die ganz dazu angetan war, die Männer aus ihrer Ruhe zu bringen. Etwas Bestimmtes wußte man nicht zu berichten. Ein Kriegszug? Eine friedliche Gausfahrt? Man riet hin und her und mußte

doch warten, bis das Haupt des Gaues, der Silingenfürst, die freien Männer zusammenrief und ihnen mittheilte, was er vor hatte.

Endlich kam der ersuchte Tag und löste die Spannung. Des Fürsten Sendlinge entboten die Männer zum Gautag auf. Von allen Seiten strömten sie herbei, um unter der heiligen Eiche ihres Stammhauptes Vorhaben zu vernehmen. Hoch ragte die Gestalt des zwar bejahrten, aber noch rüstigen Fürsten über alle Häupter; und alles lauschte, als er anhub, die seit Wochen sie beschäftigende Angelegenheit ihnen kundzutun. Er sei alt, sprach er, und bald könne der Tag kommen, da ihn die Götter abberiefen, und da fühle er als ihr Haupt und Führer die Pflicht, eine gerüstete Fahrt zu unternehmen und zu erkunden, ob nicht etwa begehrliche Nachbarn jenseits des Grenzwaldes die Absicht hätten, seinen friedlichen Gau zu beunruhigen oder gar zu überfallen. Er hätte deshalb den Wunsch, mit allen freien Männern bald aufzubrechen und die nötigen Erkundigungen einzuziehen.

Begeistert stimmten ihm die Männer des Gaues zu. Keiner mochte zurückbleiben. Mit Wehr und Waffen wollten sie ihren Fürsten begleiten und der Fahrt Beschwerden und Gefahren mit ihm teilen.

Voll Befriedigung vernahm der Fürst die Bereitschaft seiner Getreuen. Tatenfreudig leuchteten seine Augen und seine Gestalt straffte sich, als er den Tag des Aufbruches verkündete. — — —

Sie zogen aus, die Silingen, gegen die Witterung geschützt durch die Fellhaut¹⁾, wohl bewaffnet mit eisernem Schwert, mit Speer und Buckelschild. Es waren kräftige Männergestalten mit blauem Auge und blondem Haar.

Nach Osten ging die Fahrt. Bald umrauschte sie der undurchdringliche Urwald. Auf schmalen Fährten, oft auf Wegen, die sie sich durch die Baumwildnis mühsam bahnen mußten, drangen sie langsam vorwärts. Manches Abenteuer mit dem grimmen Bär oder dem gierigen Wolf gab es zu bestehen. Aber auch manche erfrischende Jagd auf Auerochs und Elentier ließ die Mühsal der Tage und Wochen vergessen.

Und während die Männer immer weiter nach Osten vorstießen, bargen daheim Frauen und Kinder, Greise und Sklaven die reiche Fruchtternte der Felder und besorgten die Äcker für die neue Saat.

2.

Wochen vergingen. Der Spätherbst wälzte bereits seine Nebelschwaden über Feld und Hain, da kehrten die kühnen Männer endlich heim. Mancher fehlte in ihren Reihen: verunglückt, erkrankt. Aber den Heimkehrenden leuchtete auch nicht viel Siegesfreude von den Gesichtern. Wohl brachten sie die beruhigende Kunde, daß sie in ihren Siedlungen weiter ruhig leben durften, aber ernste Sorge nagte an ihren Herzen. Die Sorge um ihren Fürsten. Zuviel für seine alten Tage hatte der Greis in väterlicher Fürsorge um seinen Gau gewagt.

¹⁾ S. Vorwort.

Bleich und sterbensmatt trugen ihn starke Männerarme in rührender Mannestreue auf seinen Hof.

„Er wird dahingehen. Die Götter rufen ihn,“ ging es raunend von Mund zu Mund. Bange Sorge um den verehrten Führer schlich um Hütte und Hof landauf und landab.

Und an einem Herbsttage voll goldener Sonne und herber blauer Luft begruben sie den Silingenfürsten. Prunkvoll, wie es dem Haupte einer so angesehenen Volksschaft gebührt, senkten sie ihn in die aus Steinwänden sorgsam hergerichtete Gruft. Angetan mit Schild, Schwert und Speer lag der tote Fürst in seiner Steinkammer, wehmütig-klagende Grablieder, die seine Fahrtgenossen mit nach Norden gerichteten Gesichtern sangen, umwehten ihn. Alles Volk trauerte. Für seine Fahrt nach Walhall gaben sie ihm das kostbare Trinkgerät mit, das ihm während seiner Erdentage besonders lieb und wert war: zwei statliche Eimer, eine Schüssel zum Mischen des Weines, Kelle und Sieb — alles aus schwerer Bronze kunstvoll gearbeitet. Zu Häupten stellten sie ein kostbares Trinkgefäß, einen silbernen Becher mit getriebenem Figurenwerk: Seeungeheuer, die in den Meereswogen kämpfen und zwischen denen sich Delphine bewegen. Ein mit Bronze eingefasstes Stierhorn taten sie dazu. Der Silberbecher, eine Arbeit römischer Metallkünstler, für des Römers Rebensaft; das einfache Stierhorn für den heimischen Met.

Mit ehrfürchtigem Staunen betrachtete das Volk die kostbaren Grabgaben und neidete dem toten Fürsten die Geschenke nicht, die ihm seine Getreuen für den Aufenthalt in den Gefilden der Seligen mitgegeben hatten. Das Andenken an ihn im Herzen, zogen die Leute nach ihren Höfen. In der Zeit, da der Kienspan die winterlichen Abende erhellte, erzählten sie in germanischer Treue und Anhänglichkeit von des Heimgegangenen Taten und seinem edlen Sinn.

So war wieder einer von den ersten Siedlern unserer oberschlesischen Heimat ins Grab gesunken, das man nach über achtzehnhundert Jahren in Wichulla bei Oppeln gefunden hat. Unsere Heimat Erde bezeugt es, daß der Silingenfürst hier gelebt hat und seine Gaugenossen mit ihm. Mit dem sonnigen Süden, besonders mit Italien, trieben sie Tauschhandel, bei dem sie vor allem kunstvolle Gefäße und Schmucksachen aus Edelmetall bevorzugten, an deren Besitz sie sich erfreuten und ihren noch schlummernden Kunstinn bildeten. Wandernde Händler aus dem Süden hatten sie auch die Ausbesserung und Herstellung von Bronzegegenständen, das Löten, Drehen, Versilbern und Verzinnen der Gebrauchs- und Schmuckstücke gelehrt.

Um das Jahr 400 n. Chr. erfaßte das Wandalenvolk und damit auch unsere Silingen die alte Wanderlust. Sie verließen Schlesien, bis auf einige der Scholle treu gebliebenen Reste, kamen bis Spanien und setzten nach Afrika über, wo sie ein neues Reich gründeten. Lange blieben ihre schlesischen Wohnplätze leer und unbebaut. Der Grenzwald rauschte dumpf und kühl um die verlassenen germanischen Siedlungen. Wird er bald andere Menschen, die hier eine Heimat suchen, schauen?

Niedurny. Fundort: Oberschl. Jugendfreund.

Römische Bernsteinsucher.

Ein enger Waldweg zog sich wie eine Schlangenlinie, aus dem Süden kommend, durch den Urwald, der das jetzige Oberschlesien und Schlesien bis in die letzten Jahrhunderte bedeckte. Auch durch den Kreis Leobschütz führte der Verkehrspfad, wie Sunde römischer Münzen und Bronzegegenstände bezeugen.

Die mächtigen Waldbriesen standen unbeweglich da, in den Sträuchern krachte es nur, wenn ein Rudel Wildschweine sich den Weg zum Sumpfe bahnte. Wilder Hopfen, Brombeerzweige und andere Schlinggewächse rankten sich an den moosbewachsenen Bäumen empor und bildeten mit den Sträuchern eine undurchdringliche Hecke. In einem leise rauschenden Bache bauten Biber eine neue Wohnung und waren daran, Stämme zu ihrem Bau abzunagen und ins Gewässer zu schleppen. Ein einsamer Auerochse strich den Waldweg entlang. Plötzlich spitzte er die Ohren. Seine feuchten Nasenflügel sogten rasch die Luft ein. Dann brüllte er, senkte den Kopf und stürmte mitten in die brechenden Hecken davon.

Vom Waldweg her klang Stimmengewirr.

„Werden wir auch weiter so freundliche Aufnahme finden?“ fragte jetzt der eine der sichtbar werdenden Männer. Er war der jüngste von ihnen und reiste diesen Weg zum erstenmal. Ein älterer Mann mit schon etwas ergrautem Haar antwortete ihm: „Wir römischen Kaufleute finden überall ein gastliches Dach bei den Germanen, bringen wir ihnen doch Stoffe zu Kleidern, Bronzeringe, Glasperlen und andere Schmucksachen, auch Salz, das ihnen gut schmeckt. Wir haben keine Furcht; denn den Germanen ist das Gastrecht heilig.“

Der dritte Kaufmann sprach: „Bis jetzt ging es uns gut, aber der Weg bis zum Bernsteinmeer, das sie Ostsee nennen, ist weit. Jupiter möge uns durch dieses Barbarenland helfen!“ Und er rückte an seinem kurzen Schwerte, das er über einem großen Bärenpelze trug, und trieb sein Roß an, so daß die anderen Pferde sich auch in Trab setzten, bis die schwer gepackten Lasttiere wieder in den Schritt zurückfielen.

Da erwiderte der alte Römer: „Du nennst dies Land der blondhaarigen und blauäugigen Germanen Barbarenland! Ich bin schon dreimal durch die Wälder Germaniens gereist, aber wohin ich kam, fand ich freundliche Aufnahme. Die Germanen sind keine Barbaren, nur das Land mit seinen vielen Wäldern und Sümpfen ist für uns Römer aus dem warmen Italien kalt und unfreundlich.“

Schweigend ritten sie weiter. Jeder hing seinen Gedanken nach. Der Jüngste von ihnen dachte an das schöne Heimatland Italien, wo der Himmel immer blau über den dunklen Zypressen hing, wo er sein Weib in Bangen zurückgelassen hatte, um nach der fernen Meeresküste zu reisen und Bernstein zu holen. Ja, wenn er heimkommen wird, alle Pferde mit dem gelben Stein beladen, um ihn den römischen Frauen zu verkaufen, da wird er reich sein, er braucht nicht mehr die teure Heimat zu verlassen. O, wie wird sein Büblein jauchzen!

So dachte der junge Römer mitten im germanischen Urwald, wo der Uhu schrie, der Specht hackte, der Auerochs brüllte, der Bär brummend nach Beute tappte, und der Wolf gierig das Wild umschlich.

„Ein Gehöft! Ein Gehöft!“ schrie der vorderste Reiter. Alle reckten die Hälse.

Da war eine Waldlichtung. Mitten darin lag ein stark umzäuntes Haus aus behauenen Balken. Davor lagen zwei Feldstriche, der eine bebaut, der andere brach, denn die Äcker wurden abwechselnd bestellt, weil man sie nicht düngte.

„Es ist gut, daß wir hier sind,“ sagte der Führer, „denn es wird Nacht!“

Dem Waldweg führte ein Fahrweg zu dem germanischen Gehöft. Sie ritten an den Pallisadenzaun und pochten an das verschlossene Hof-tor. Einige Hunde schlugen an. Dann vernahmen sie hinter dem hohen Zaun Schritte. Einen Zuruf. Die Hunde verstummten. Der Riegel wurde vom Tor weggeschoben, und vor ihnen stand ein kräftiger Germane, der die blonden, langen Haare nach deutscher Art am Scheitel zusammengebunden hatte. Hinter ihm standen zwei kurz geschorene Sklaven. Alle hielten Speere in der Hand. Nachdem der Germane die römischen Kaufleute gemustert und als solche erkannt hatte, hieß er sie freundlich eintreten. Er sprach: „Seid willkommen, wenn ihr meinen Herd sucht; wir Germanen verteidigen den Fremdling an unserem Herde mit dem Schwerte in der Hand, selbst wenn er unser Feind ist. Gegen jeden Verfolger schützen wir ihn.“

Die Fremdlinge sprangen im Hofe von ihren Rossen und pflockten sie an, dann traten sie zur niedrigen Tür in die Hütte ein.

„Ihr kommt gerade zurecht!“ lachte der Germane und wies nach dem Herdfeuer, über dem seine Frau einen mächtigen Auerochsrücken am Bratspieß drehte. Ruhig ließen sich die Römer auf Bärenfellen nieder. Der Willkommentrunk aus einem mächtigen Trinkhorn, mit Honigmeih gefüllt, wurde ihnen gereicht. Dann erhielten sie Speisen, soviel sie wollten, und schliefen endlich auf ihren weichen Lagerstätten ein.

Kaum begann über den Waldwipfeln die Morgenröte anzusteigen, standen schon die Kaufleute zur Weiterreise fertig da. Der germanischen Frau und ihren Kindern schenkten sie Ringe und Perlen, dann nahmen sie freundlichen Abschied.

So zogen sie über lichte Waldwiesen, reißende Wildbäche, durch Sümpfe und haltlose Moore nach Ratibor, wo sie mit anderen römischen Kaufleuten, die auf der Heimreise waren, zusammentrafen. Dann ging es weiter über die Oderfurt, am rechten Oderufer entlang, an Oppeln, Brieg, Breslau, Massilia (Masselwitz), Dührenfurt (Dyhernfurth) vorbei bis an die Ostsee. Überall trafen sie deutsche Volksstämme. An dem Oderquellengebiet waren sie dem suevischen Volksstamm der Quaden begegnet, die bis in das heutige Oberschlesien hineinwohnten. Weiter nördlich kamen sie zu den Wandalen oder Eugiern, wie sie zuerst genannt wurden. Sie wohnten rechts der Oder bis an die Ostsee und zu beiden Seiten der mittleren Oder. Überall hörten die Römer nur deutsche

Laute. Sie lernten besonders die Treue und Sittenreinheit der Germanen schätzen und zogen furchtlos durch das Land.

Durch acht Jahrhunderte holten die Römer Bernstein von der Ostseeküste. Dann hatten die römischen Frauen genug Bernstein, so daß sie davon mächtige Halsketten trugen, und der Bernstein nicht mehr einen großen Wert besaß.

Die Fahrten der Römer nach Bernstein nahmen um das Jahr 400 nach Christi Geburt ihr Ende. — Mancher Bauer findet heute noch auf seinem Feld römische Münzen oder Schmucksachen aus jener Zeit, entweder frei oder in Urnen, in denen die Asche der Verstorbenen, die verbrannt wurden, bestattet worden ist. Die Urnen gleichen in Größe, Form und Verzierung denen, die aus den deutschen Gräbern am Rhein und dem anderen deutschen Westen ausgegraben wurden.

Sindest auch du solche Zeichen aus der Urzeit unserer deutschen Heimat, so hebe sie auf oder übergib sie dem Heimatmuseum! Wir aber wissen, daß unsere Heimat in den ältesten Zeiten deutsch war, vorübergehend zu Polen oder Mähren gehörte, jetzt aber wieder deutsch ist und bleiben wird.

GnielczyŃ, Gloeden der Heimat. Beilage zur Leobschützer Volksztg. v. 29. 8. 1920.

Völkerwanderung (375 n. Chr.).

Bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. hinein war Schlesien von den Wandalen bewohnt. Da brach eine neue Völkerbewegung aus, die sogenannte Völkerwanderung. Es war wohl wieder Nahrungsmangel, der die Völker antrieb, nach Süden zu ziehen. Auch war das römische Reich innerlich so zerfallen, daß es jetzt nach jahrhundertelangem Kampfe an der Nordwestgrenze des Reiches dem ungestümen Angriff der Germanen nicht ernstlichen Widerstand leisten konnte. So zogen auch die Wandalen aus Schlesien ab. Ein Teil von ihnen blieb hier. Ein Teil zog nach Ungarn, die Hauptzahl aber zog in gewaltiger Schaar mit Weib und Kind quer durch Deutschland, durch ganz Frankreich, erkämpfte sich den Übergang über die Pyrenäen und zog durch die spanische Halbinsel und setzte nach Nordafrika über. Im Jahre 429 n. Chr. langte sie dort an und gründete in den fruchtbaren Küstenstrichen ein mächtiges Reich. Auf schnellen Schiffen durchkreuzten sie das Mittelländische Meer, eroberten Sizilien, eroberten sogar Rom! Doch bestand dieses Reich nur ungefähr 100 Jahre. Von Konstantinopel her, wo ein mächtiger Kaiser regierte, wurden die Wandalen angegriffen. Mit starker Flotte und gewaltigen Söldnerheeren gewannen die byzantinischen Feldherren Belisar und Narses den Sieg. Im Jahre 535 wurde das Wandalenreich vernichtet.

H. Kurh.

Die Aufdeckung eines germanischen Hauses aus dem 4. bis 5. Jahrh. n. Chr. bei Oberwitz, Ars. Gr. StrehliŃ.

In den letzten zwei Jahren ist durch planmäßige Untersuchungen unsere Kenntnis von der altgermanischen Besiedlung Oberschlesiens außerordentlich vermehrt worden, und immer klarer und schärfer hat sich

dabei ergeben, wie stark und bedeutungsvoll die jahrhundertelange altgermanische Besiedelung in Oberschlesien gewesen ist. Während die Funde aus dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. Geburt auch gegenwärtig immer noch verhältnismäßig spärlich fließen, sind aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. neue Funde aufgedeckt worden, so vor allem ein reiches Brandschüttungsgrab einer Frau aus Tarnau, Krs. Oppeln (Anfang des 3. Jahrhundert) mit über 40 Beigaben, und ein umfangreiches Gräberfeld bei Chorulla, Krs. Gr. Strehliß. Ganz überraschend stark hat sich unsere Kenntnis von der germanischen Besiedelung im 4. Jahrhundert n. Chr. Geburt vermehrt. Nicht weniger als 26 neue Fundstellen aus diesem Jahrhundert konnten innerhalb zweier Jahre nachgewiesen werden. Es gelang auch, aus diesem Jahrhundert bei dem oben erwähnten Orte Chorulla den aus Steinen gebildeten Unterbau eines germanischen Hauses zu entdecken, dem dann bald bei Ellguth Krs. Rosenberg die Entdeckung eines einräumigen Pfostenhauses folgte, des ersten wirklich vollständigen germanischen Hausgrundrisses aus Oberschlesien, des zweiten aus ganz Schlesien.

Weit schneller, als wir es je erwartet hatten, ist zu diesen beiden ersten germanischen Hausfunden aus Oberschlesien ein dritter Hausgrundriß in Oberwiß, Krs. Gr. Strehliß aus dem 4.—5. Jahrhundert hinzugekommen, der nicht nur in seinem Erhaltungszustande, sondern auch durch die Größe des Hauses den Fund von Ellguth weit übertrifft.

Hier in Oberwiß war bei der Anlage einer Sandgrube auf der Flur Schwientokiersch auf einem Acker des Bauern Ignaz Michalik eine schwarze Schicht angeschnitten worden, in der einige Bronzefunde und Scherben beobachtet wurden. Die Bewohner von Oberwiß waren durch die beiden für die Vorgeschichtsforschung lebhaft interessierten Ortslehrer Kaluza und v. Weber über die Bedeutung vorgeschichtlicher Bodenfunde aufgeklärt. So kam die Nachricht von diesen Spuren zur Kenntnis des Lehrers Kaluza. Daraufhin wurde durch den Unterzeichneten an der fraglichen Stelle eine Ausgrabung veranstaltet.

Wir stießen sofort bei den ersten Spatenstichen auf germanische Scherben aus dem 4.—5. Jahrhundert n. Chr. Geburt und auf Reste von Leichenbrand. Als wir daraufhin ein größeres Terrain auch auf dem Nachbaracker des Bauern Przhilla vorsichtig in der Breite abdeckten, fanden wir immer wieder dieselben Spuren von einer Verbrennungsschicht. Als wir tiefer gruben, stießen wir auf mächtige, durch heftigen Brand stark verkohlte, eichene, sowohl viereckige wie auch runde Holzpfeiler, und zwischen diesen Holzpfeilern fanden sich klobige Schwellen gleichfalls aus Eichenblöcken, die sich zu einem Hausgrundriß von der Größe $6 \times 6,80$ m zusammenschlossen. Selbst die Tür zu diesem Haus ließ sich an der Ecke der Ostseite feststellen. Nicht nur den Türanschnitt konnten wir aus dem Boden herauspräparieren, sondern auch den Unterteil der verkohlten Tür selbst, die während des Brandes ein wenig geöffnet gewesen war. Links seitlich von dieser Tür lag vor der Vorderfront ein kleiner Anbau, vielleicht ein Stall.

Das Innere des Hauses war von einer 8 cm dicken Lehmschicht bedeckt, die festgestampft und durch den Brand rot geglüht war. Fast in der Mitte des Hauses fand sich eine 1,80 m große oben kreisrunde, nach innen 85 cm tiefe, ovale Kellergrube, die gleichfalls mit einer Lehmschicht ausgekleidet war. Einige Stücke dieser Lehmschicht, die aber wohl von dem oberen Aufbau des Hauses herrühren, weisen interessante Verzierungsmuster auf.

Über dieser Lehmschicht wurde eine große Menge von Gerät, Schmuck und Topfgeschirr aufgedeckt, die eine Datierung des Hauses ins 4. bis 5. Jahrhundert n. Chr. Geb. ermöglichen. Von den aus Eisen gefertigten Geräten ist besonders ein sehr gut erhaltenes, kleines Messer zu erwähnen; außerordentlich zahlreich waren die Bronzefunde, leider durch den starken Brand meist sehr entstellt oder in kleine Kügelchen aufgelöst. Immerhin ließen sich eine ganze Reihe von Sibeln, darunter auch eine Scheibensibel mit farbigem Emailüberzug, mehrere Schnallen, eine Haarzange, zahllose Beschlagstücke und eine ganze Reihe von Trümmern von dereinst wohl sehr stattlichen Bronzegefäßen bereits jetzt erkennen und weiteres wird wohl noch die spätere weitere Präparierung der Funde im Museum selbst ergeben. Auch eine römische Bronzemünze kam zu Tage, über die sich genaue Angaben gleichfalls erst nach der Präparierung machen lassen. Selbst ein silbernes Beschlagstück von einem Lederriemen konnte geborgen werden. Zahlreiche, durch den Brand stark verschlackte Glasreste legen Zeugnis ab von den vielen im Hause dereinst vorhandenen Glasgefäßen und Glasperlen; nur wenige Glasperlen gelang es noch in unzerstörtem Zustande aus der Fundschicht zu bergen. Auch eine Reihe von kunstvoll verzierten Knochengeräten, Reste von Kämmen und Beschlägen, wohl von hölzernen Kästchen, ließen sich herauschälen; selbst ein gleichfalls stark verkohltes, schön gedrechseltes Stück von einem Holzgefäß konnte gehoben werden. Große Mengen von Topfgeschirr fanden sich in allen Teilen des Hauses. Ihre große Masse gehört der aus Oberschlesien auch sonst bereits bekannten Tonware der spätwandalischen Gruppe des 4.—5. Jahrh. n. Chr. Geb. an. Zwei dieser Topfscherben zeigen deutlich auf ihnen eingeprägte große Eichenblätter in natürlicher Größe. Daneben fanden sich auch eine ganze Reihe von Scherben von Terra-sigillata römischer Importware aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. Geb. aus den Rheinlanden.

Gleich wie bereits in den oberen Schichten, so wurde auch in der über dem alten Estrich des Hauses sich erstreckenden eigentlichen Fundschicht zerstreut hier und da Spuren von menschlichem Leichenbrand beobachtet; sie lassen sich nur dadurch erklären, daß das Haus beim Tode seines Besitzers zur Leichenfeier selbst angezündet und der Tote dadurch in seinem eigenen Hause bestattet worden ist.

Von besonderem Interesse ist, daß sich die Erinnerungen an dieses Gehöft aus dem 4.—5. Jahrhundert durch zahlreiche Sagen bis in die Gegenwart hinein durchgehalten haben. So trägt z. B. das Ausgrabungsgelände selbst den Flurnamen Schwientokiesch (heiliger Hain).

Die Verbindung dieser Sagen und dieses Flurnamens mit den Ergebnissen der Ausgrabung ermöglicht wichtige Schlüsse auf das Verhältniß der frühesten im 6. Jahrh. in Oberschlesien eingewanderten Slawen zu den Germanen. Es müssen sich auch tief in die Slawenzeit hinein noch sehr stattliche Reste von Germanen erhalten haben, die den Slawen die Erinnerung an die vor ihnen in derselben Landschaft wohnenden Germanen überlieferten, und von den Slawen ist dann diese Überlieferung wieder weiter auf die seit dem 13. Jahrh. n. Chr. Geb. wieder ins Land eindringenden germanischen Siedler übergegangen.

Hugo Mötesindt.

Ein römisches Goldstück am Annaberge erzählt . . .

Ein Bergfär, just so groß wie ein Wickelkind, erging sich um Mitternacht am Annaberge. Die Dorfstraße mied er. Dort, wo der kleine Friedhof an der hohen Klostermauer einen Hang hinabzurutschen drohte, wanderte er am liebsten. Eben bückte er sich, um seinen langen Vollbart, dessen Spitzen über den nachtsfeuchten Rasen strichen, anzuheben und über die Schulter zu werfen. Da glänzte ihm etwas wie Feuer in den Augen.

„Schon Mitternacht, Herr Gnom?“

Der Fär hielt und starrte. Wieder sprach das Feuer zu ihm:

„Du besorgst Geschäfte? Oder schöpfst heilige, fromme Mitternachtslust? Wie wär's, wenn wir ein Stückchen plauderten!“

Der Fär fuhr mit der Nase über die Erde und schnüffelte. Und siehe da: Ein Goldstück lag da neben einem Steine im Grase und glühte ihn freundlich an.

„Na — das ist ein Zusammentreffen!“ piepste Fär, belegte den Stein recht fein mit seinem weichen Barte und setzte sich. „Wie kommst denn du hierher? Seltsam verblichene Runen trägst du. Erzähle!“

„Ich habe viel gesehen und erlebt. Du wirst nicht schlafen?“

„Ich höre zu. Erzähle.“

1.

Die Geburt in Rom.

„Meine Urheimat liegt an einem Riesenstrom. Danuvius nannten ihn die Römer. Ich lebte in einer Goldmine, in der jene Römer mit gierigen Augen und Händen Tag und Nacht schweißtriefend gruben. Ich hing an meiner Heimat, doch brannte Abenteuerlust in meinen Goldadern.

Eines Sommertags — ich schlief vor Hitze — rüttelte mich etwas unsanft auf, packte mich eine Eisenhand und riß mich aus meinem Loche. Da sah ich, daß ich groß, klobig, randig war. Schmerzen durchzuckten meinen Leib. Und doch jauchzte ich. Die Welt stand mir offen!

Die Freude währte nicht lange. Man brachte mich nach Rom. In einer staatlichen Münzwerkstatt schlug man unbarmherzig auf mich ein, bis ich in Ohnmacht fiel.

Als ich erwachte, wollte mir das Herz zerspringen: Mein Körper war glatt, plattgeschlagen, geprägt. Ich war neugeboren! . . . Mählich fand ich Bewußtsein. Lachen, Kreischen, Johlen, Becherklirren waren um mich. Ich blickte umher und merkte, daß ich an der Armbkette eines Zenturio hing, der auf dem kissenbelegten Sessel an einem reichbeladenen Tische lag. Ein Duftgemisch von Blumen, Most, Artischocken, Austern und Weihrauch lag betäubend in dem Gastmahlzimmer.

Ein Sklave hatte eben meinem Herrn eine leckere Pfauenzungenpastete serviert, als ein Soldat erschien und dem Zenturio ins Ohr schrie, daß seine Zenturie noch vor Sonnenuntergang an die Viadua ziehen würde.

Ich jauchzte auf: Die Reise in die Welt begann!"

. . . . „Halt, halt!" flüsterte der Gnom, zog aus seiner Tasche eine winzige Tabakspfeife und begann zu schmauchen.

„Das wird ja interessant! Ich bin ganz Ohr. Erzähl' nun weiter!"

2.

An die Oder!

. . . . „Zwanzig Tage reisten wir bis zu dem römischen Standort Carnutum am Danuvius. In meine alte Heimat. Man schrieb das Jahr 176 n. Chr. Eine Gluthitze herrschte. Ich klimperte träge mit drei minderwertigen Kollegen an dem Armband des Zenturio.

Was sahen wir alles auf dem Marsche! Das sonnenüberflutete Italien, das fruchttrockende Venetien, das wildzerklüftete Noricum, das urwalddurchträumte Panonien. In Carnutum, dem Stapelplatz des römischen Neuhandels, verbarg ich mich hinter den drei anderen Goldstücken, weil ich mich der Sklaverei vor meiner Heimat schämte.

Zwei Tage blieben wir am Danuvius. Legionen um Legionen scharten sich zusammen. Dann ging es plötzlich nordwärts hinter den rabiaten Stämmen der Markomannen und Quaden her. Wir zogen durch die hölzerne Stadt Eburum, die heute Brünn heißt, und durch das gottgesegnete Tal eines Flusses, den man heute die March nennt. Kalte Winde umbliesen uns mählich. Die Soldaten kletterten zähneklappernd in schwarzwaldigen, schaurigzerrissenen Bergen, umbrüllt und umfaucht von unheimlichen, wilden Tieren.

Mein Zenturio fluchte und fror. Auf einer kahlen Bergschwelle, der heutigen mährischen Pforte, hielten wir. Ich blickte hinab in eine Urwaldebene, über der das blutige Abendrot brannte. Ein silberner Faden schlängelte sich durch den schwarzen Riesensleck: Die Viadua. Wenn du auf die Klostertreppe steigt und nach Westen blickst, siehst du noch heute jenen Silberfaden. Man heißt ihn die Oder.

Durch fette, saftige Lößstreifen marschierten wir erschöpft an der Viadua entlang bis zu dem Handelsplatz Carrodunum. Seltsamen Menschen begegneten wir. Riesen, die, blauäugig und blond, mit Fellen behängt, einen Speer oder ein kurzes Schwert in der Faust, finster und grimmig uns Fremde musterten.

„Wandali!“ rief mein Zenturio seinen Soldaten zu, packte einen jener Eingeborenen am Arm, zog ihm das struppige Bärenfell herab, löste das Armband, an dem ich, zitternd vor Erwartung hing und drückte es dem Wandalen in die erstarrte Hand. Der schwang mit einem wilden Jauchzer die Lanze, warf uns erschreckte Goldstücke in die Luft, fing uns geschickt wieder auf, streichelte uns und lief mit Riesenschritten los. Seine knöchigen Finger wollten uns zerkneten.

Als er uns endlich freiließ, sah ich mich in einer dämmerigen Holzbalkenhütte, in der am Herd ein Feuer glomm. Unser neuer Herr legte uns behutsam wie ein Heiligtum in einen irdenen Teller, der auf einem klobigen Holztisch stand, packte einen großen Krug und schlürfte glucksend und schluckend minutenlang daran. Dann warf er sich auf ein Sellager und schnarchte.

Mir wurde offenbar: Ich war Wandale geworden!“

3. Am Wandalenherd¹⁾.

... „Ein seltsamer Gesang weckte mich. Aus der Tonschale heraus konnte ich nicht sehen, was um mich war. Nur das Singen drang zu mir. Weiche, wehmütig klagende Weisen, wie ich sie nie gehört. Zwischen durch Stille ... Schmaßiges Schlürfen eines Trankes ... Becherklirren. Dann Holpern von Würfeln, von rauen Männerrufen begleitet. Und dann wieder das Sehnsuchtslied ... Mich packte Heimweh. Ich barmte der Goldmine am Danuvius nach ...

Da plötzlich waren die Finger des Wandalen über uns. Sie ergriffen uns. Wir wanderten von Hand zu Hand unter mehreren Männern, die am Herd auf Bärenfellen um einige Krüge herumlagen mit roten Gesichtern und glühenden Augen.

Unser Herr stieß mit dem Speer einige Male an die Balkenwand. Ein Weib betrat den Raum. Eine königliche Gestalt, mit sparsamem Sell bekleidet¹⁾ ... ein Gesicht wie aus dunklem Marmor, ebenmäßig wie jene steinernen Göttingengesichter auf dem Forum in Rom ... mit goldblonden Haarwellen, die, am Nacken geknotet, bis auf den Boden flossen ... mit Augen, in denen der blaue Himmel glänzte, der wohl draußen über der Hütte lag.

Als die ganze Hütte schon schnarchte und durch die Holzsparren der kühle Nachtwind über das verglimmende Herdfeuer strich, dachte ich noch immer an das Wandalenweib ...

Die Männer waren wie in Ehrfurcht verstummt. So achteten die Wandalen das Weib! Unser Herr legte uns in die Hände der Wandalin. Sie spielte mit uns. Dann gab sie uns mit unterwürfiger Geste dem Wandalen zurück, sprach einige Worte zu den Männern und ging.

¹⁾ S. Vorwort.

4. Die dunkeläugige Sklavin.

Gerwin hieß mein Herr.

Dreimal rief eine rauhe, mir von manchem heißfeuchten Metabend her bereits bekannte Stimme den Namen in die dunkle Hütte. Gerwin sprang ächzend vom Lager, packte uns, spann den Reifen um seinen blondbehaarten Arm und stürmte hinaus zu den andern.

Über dem schwarzen Walde im Osten dämmerte es auf. Ich blickte um mich. In einer Waldlichtung, durch die sich eine zersurchte Straße zog, standen verstreute Hütten. Verschlafene Frauen traten gähnend heraus und verschwanden, wenn sie die Männer erblickten.

Es war die heutige Gegend zwischen Kalinow und Kalinowik, durch die wir marschierten. Der dunkle Schatten des Annaberges löste sich hinter uns langsam aus dem Morgennebel.

Schreien, Rufen, Kreischen kam uns mählich näher. Wir waren plötzlich auf einem freien Platz in einem Gewimmel von Männern und Weibern, Wandalen und Römern. Manch dickwanstigen Kaufmann sah ich, der mir am Danuvius bereits begegnet. Gruppen geduckt kauender Männer und verschuchter Weiber wurden umgangen, umschrien. Hier und dort löste man jemand heraus und trieb ihn einem wildbärtigen Wandalen oder breitbäuchigen Römer zu, die mit Goldmünzen klimpten, bunte Stoffe und blinkende Silbergefäße auspackten.

Ich war auf einem Sklavenmarkt.

Diese plötzliche Erkenntnis war in mir noch nicht verdaut, als uns Gerwins jäh aufzitternde Faust von seinem Arme riß und einem augenzwinkernden Hünen zuwarf, der uns wild und geschickt auffing. Wir hingen schon erschreckt an des neuen Herrn Fellgürtel, da sah ich noch, wie Gerwin eine dunkeläugige, schwarzhaarige Sklavin kaufte.

5. An der Bernsteinküste.

Ich war der Sklave eines wandalischen Schiebers geworden. Eines Raffke, der den erschobenen Schmuck um Hals und Lenden, an Armen, Fingern und Fußknöcheln trug und — Abgal hieß. Seine große Holzhütte stand ungefähr dort, wo heute das Dörfchen Dollna träumt. Männer und Frauen dienten ihm, die ihm nichts als nur Ware bedeuteten.

Klopfte da eines Mittags jemand an das Tor. Abgal schritt hinaus. Wir klimpten lustig, wie wenn wir ein Erlebnis ahnten, an seinem fettpolstrigen Arm. Ein feister Römer schüttelte Abgals Rechte und zeigte schreiend auf zwei hochrädige Karren, die mit Waren beladen und mit Ochsen bespannt waren. Ein Schwarm weiblicher und männlicher Sklaven stand stumpf herum und stierte verbissen auf die langstriemige Lederpeitsche des Aufsehers.

Während Abgal mit seinem Gast am Herd einen ganz ansehnlichen Krug mit dampfigem Met leer machte, wurde seine Ware, die tote und lebendige, reisefertig.

Dann ging's unter Peitschenknallen nach Norden. Durch einen einzigen, unübersehbaren Wald, in dem verstreute Hütten, Siedelungen, Holz-

burgen, um die sich Erdwälle und Gräben zogen, weltvergessen schlummerten.

In der Preseka, dem fast undurchdringlichen Urgrenzwald, fuhr ein Riesenbüffel in die Sklavenherde und spießte den größten der Männer auf. Mit Beilen und Speichen entrang man ihm die zerfetzte Beute und lud die fleischigsten Teile seines plumpen Körpers als eiserne Portion auf einen Karren.

Der nördliche Nachbarstamm der Burgunden verwehrte uns den Durchmarsch. Man schleppte unsere Karawane vor den Fürsten. Zehn Sklaven mußten ihm als Durchgangszoll belassen werden.

Am sechsten Tage erreichten wir einen breiten Strom, in dessen grünem Wasser flinke Einbäume, beladen mit Fischen und erlegten Elchen, flogen. „Distula“ erläuterte der Römer. Heute heißt man das Wasser die Weichsel.

An einem unendlich weiten See, der in dem Blau des Himmels zerging, machten wir Halt. „Mare Suevicum!“ rief der dicke Römer, hob wie dankend die Arme, plumpste vom Karren herab und warf sich in den feinen weißen Küstensand der heutigen Ostsee.

Wir waren an der weltberühmten Bernsteinküste. Ein Gewimmel von seltsamsten Menschen flutete durcheinander. Von zahmen und wilden, bekleideten und spliternackten, freien und unfreien, weißen und farbigen. Ein durstiges, gieriges Schachern überall um ein Körnchen braunblin-kenden Bernsteins.

Zweimal lagen wir in den meerfeuchten, klebrigen Händen eines buckligen Strandbewohners, der uns für den Preis eines Steines haben sollte. Immer wieder drängte sich ein kahlköpfiger, breitmäuliger Römer dazwischen, der unseren Herrn überbot.

Und wir blieben an dem fettpolstrigen Arm Abgals, der ohne Sklaven, dafür aber mit einigen Stücken Bernstein, fluchend über die Konkurrenz der Römer und die unsättige Gier der Gutonen, die gerade an der Küste wohnten, den langen, feuchten Flußufer- und finsternen Waldweg von der Ostsee bis in das heimatliche Diadualand zurückfuhr.

6. Die Wandalenwanderung.

Ungefähr zweihundert Jahre lag ich in einer Urne in Abgals Hütte. Ein Geschlecht folgte dort dem andern. Jedes vererbte dem folgenden Mittel und Fähigkeit, den Handel des Ahnen weiterzuführen.

Wir hingen oft an schlanken, sehnigen Sesseln oder an gebräunten Armen mancher Wandalenfrau, die um Mondmitternacht hierher auf den Annaberg zum Heiden-Gottesdienst wanderten. An manchem metfeuchten, gesangsfrohen und würfellaudem Gaufeiertag nahm ich teil, wenn die Männer von einem Siege gegen landgierige Slawennachbarn zurückgekehrt waren oder die stammverwandten Hasdingen aus Ungarn das berühmte Oderland besuchten. Manch' blutige Elch- und Bärenhaß erlebte ich mit.

Bis plötzlich um das Jahr 400 ein böser Geist wie eine Furie in das Volk fuhr. Das Oderland genügte mit einem Male den völkischen

Ansprüchen der Wandalen nicht mehr. Nach einer Versammlung aller Gauältesten begannen wilde Vorbereitungen zur Wanderung.

Mein Herr war durchs Los bestimmt, im Dorfe zu verbleiben und die Rechte des Wandalenvolkes auf das Oderland zu schützen. Ich heulte, als ich dies zufällig aus der einsamen Urne heraus vernahm. Die Reise sollte nach dem warmen Südwesten gehen, weit . . . weit in eine andere Welt! . . . Und ich mußte in der verrückten und verstaubten Urne liegen bleiben.

Dann kam der Ausmarsch. Um Mitternacht. Flammenfeuer lohten vom Annaberge als Zeichen zum Ausbruch. Priester beteten dort zum Silbermond um gute Reise.

Als der Morgen graute, wurde es still. So still und einsam, daß mich erneut das heulende Elend packte und mich nicht eher losließ, als bis uns im Jahre 430 an einem herrlichen Frühlingstage unser junger Besitzer um seine Knöchel nahm und einen starken, stierbespannten Karren bestieg.

Wir klirrten jauchzend vor Freude: Es ging hinaus in die Welt!"

7.

Nach dem glutheißen Carthago.

„Das war eine Reise!"

Sie ging durch das Land der Rugier — die Bayern wohnen dort heute — über den Danuvius, von dort auf der mir bereits bekannten Straße durch Noricum, Aquileja nach Italien, von dort über Neapel nach Sizilien bis zur Hafenstadt Elnbaeum und von dort schließlich auf einem bunten, bauchigen, hochgeschweiften Schiffe nach Karthago, der neugeborenen Hauptstadt des eben erst gegründeten Wandalenreiches.

Gnomchen, was war das für eine Reise! Ein halbes Jahr lang fuhren und wanderten wir; durch Glanzfeste von Todesgefahren. Eine Männergesandtschaft von sechzig oberschlesischen Wandalen, die Geiserich, den weltberühmten König des vor 30 Jahren aus dem Oderland ausgewanderten Blutvolkes, zum Verzicht auf das Eigentumsrecht im Viadua-gau bewegen wollten. Kisten mit Gold, Silber und Bernstein führten sie mit, um ihrer Bitte Nachdruck zu geben.

An einem rotaufglühenden Herbstmorgen landeten wir an dem steilen Felsengestade des tyrrhenischen Meeres. Wie Marmor glänzte das Gestein in der Sonne. Eine Volksmenge empfing uns mit überschwenglichem Lärmen, Bekannte, Verwandte, Freunde lagen sich in den Armen.

In mir glomm es auf: Das sind nicht mehr jene trutzig-starken Wandalen, die vor 30 Jahren die Oder verlassen haben. . . .

Wie im Triumph geleitete man die Gesandtschaft auf breiter Straße, die, umsäumt von herrlichen Palästen und riesenhaften Handelspeichern, an der Küste entlang führte, auf einen großen Platz, wo ein wüstes, tobendes Volksfest begann.

Mein junger Herr wachte auf wie aus tausendjährigem Schlummer. Weintrunken taumelten wir durch kühle Ölbaumanlagen, fruchtsatte Weingärten und duftende Zypressenhaine.

Acht Tage lang dauerte das Fest. Es endete mit einer berauschten Aufführung im Amphitheater und einem blutrünstigen Tierschauspiel im Zirkus.

In mir wurde es zur Gewißheit: Das waren nicht mehr jene gesunden, kernigen Wandalen, die vor 30 Jahren die Oder verlassen hatten.

Dann kam die Verhandlung im Kapitol. Ehrwürdige Senatoren führten sie. Hartnäckig bestanden sie auf ihren Rechten im Oderlande. König Geiserich saß jugendlich stolz auf elfenbeinernem Sessel und nickte zu. Da schleifte man die Kisten mit Gold, Silber und Bernstein herbei und öffnete sie. Sonne leuchtete heraus. Geiserichs Augen erglänzten lüstern. Ein weißbärtiger Weiser der Stadt erklärte, das Gold und Silber fehlte noch zum völligen Untergang des Wandalenvolkes. Aber einer aus der Gesandtschaft hatte die wilde Gier in Geiserichs Gesicht erspäht. Er forderte mit erhobener Stimme alle sechzig Oderländer auf, den letzten Schmuck für die Heimat herzugeben. Da löste auch mein Herr den Reifen von seinem Arm und legte uns zu dem plötzlich emporschwachsenden Haufen von Ringen, Spangen und Ketten. Und da geschah etwas Unglaubliches: Der weißbärtige Weise packte ausgerechnet das Band, an dem wir hingen, und schleuderte uns mit wildem Hohnlachen und noch wilder Wucht in eine Ecke des marmornen Saales, daß uns die Besinnung schwand. —

Als ich erwachte, war es Nacht. Die Gesandtschaft saß, verärgert über den Mißerfolg ihrer Mission, krank nach dem Unmaß von Feiern, auf dem bunten, geschweiften Schiff, das Sizilien entgegenschaukelte. Hinter uns lagen die flammenroten Streifen des fackelbeleuchteten Hafens von Karthago.

Mir ging's durch meine Goldadern: Das Volk dort wird untergehen! Auch ohne unsere Kisten mit Gold, Silber und Bernstein!

Und so kam es: Im Jahre 534 geriet der letzte Wandalenkönig Gelimer unter das Joch Belisars, des oströmischen Feldherrn."

8.

Das Menschenopfer auf dem Annaberge.

„Wie Einsiedler hausten wir noch zweihundert Jahre in der ober-schlesischen Wildnis. Urwald überwuchs die ungepflegten verlassenen Wandalenhütten.

Da tasteten sich langsam Fremde herein. Wilde, kulturlose Schwärme. Zusammengewachsen mit Pfeil und Wurfspieß. Land- und blutgierig warfen sie sich auf die Germanenreste und raubten ihnen Frauen und Hütten. Wüste Kämpfe tobten um manche Holzburg der Wandalen.

So auch um den Sitz meines Herrn. Drei Tage lang war Schreien und Jammern um mich, bis plötzlich die Burg in Flammen aufging

und uns drei Leidensgenossen an dem Goldreifen eine knochig-gelbe Hand packte und in einen Hautbeutel warf.

Wie lange wir so welt- und zeitverloren lagen, weiß ich nicht. Aber ich hörte und fühlte heraus: Nach Oberschlesien waren die berühmten Slawen gedrungen und hatten sich der verlassenen oder nur spärlich bewohnten Wandalendörfer theils friedlich, theils unter Mord und Brand bemächtigt. Zwei Stämme, die Opolini und Holsenici, müssen damals in der Gegend von Annaberg gewohnt haben. — —

Nacht war's, als wir aus dem Beutel geschüttet wurden. Ein kleiner, hohlwangiger und schlihäugiger Slawe hing uns an seinen Leibgürtel und trabte hinter einer Schlangenlinie von Männern und Weibern einen schmalen Waldweg hier auf den Annaberg hinauf.

Gerade hier, wo wir jetzt sitzen, war ein heiliger Hain. Ein hölzerner Tempel, von außen mit Gözenfräzen reich und bunt beschnitz, stand inmitten. Sackeln staken davor in der Erde, qualmten zum sternhellen Mondhimmel und beleuchteten grell und glutvoll das Volk, das fromm herumstand und geheimnisvoll murmelte. Aus dem Innern des Tempels leuchteten flammenrot der steinerne Altar und Waffen, die an den Wänden hingen. Um den Stein saßen langbärtige Priester und starrten wie verzückt in den silbern-spöttlich grinsenden Mond . . .

Ein Weib wurde gebracht. Das Gebetsmurmeln des Volkes verstärkte sich. Einer der Priester erhob sich und ergriff ein aufgleißendes Messer. Als das Opfer den Kopf über den Altar beugte, blickte ich weg. Kein Aufschrei. Ein Blutspritzer traf mich. Wie in einem Rausch sprang die Menge tanzend um den zuckenden Frauenkörper.

Noch zwei Mädchen führte man herbei. Noch zweimal tanzte ich immer wilder mit meinem blutbetrunkenen Herrn um den Altar.

Als wir im Morgendämmern den Berg hinunterliefen, erlauschte ich, daß man hier oben den Göttern drei der schönsten und reichsten Wandalentöchter zum Dank für die glückliche Eroberung der neuen Heimat geopfert hatte . . ."

9.

Unter den Trümmern des Heidentums.

„Nun kommt mein letztes Erlebnis.

Es war um das Jahr 1000. Mein Herr, ein alter, zerknitterter Heide, lag gerade, ausgebreitet wie ein Frosch, vor einem aus Fichtenholz gehauenen Hausgötzen und flehte zu ihm um Segen für einen holzernen Hüttenbau. Ich baumelte einsam, losgelöst von meinen zwei Kameraden und dem Reifen, an seinem Ohre.

Da kam von draußen gräßliches Schreien herein. Der Greis arbeitete sich hoch. Die Dorfbewohner: Frauen, Männer, Kinder, Tiere, jagten in wilder Flucht dem Annaberge zu.

Vor wem? Mein Herr und ich spähten zurück: Ein seltsames Singen kam näher. Plötzlich sahen wir ein Holzkreuz, an dem ein Holzkörper hing, über den Lehmhütten des Dorfes herumwanken. Da

war auch sein Träger: Ein Mann in langer Kutte, hinter dem gleichgekleidete Männer singend und murmelnd schritten. Es ging etwas Niederschmetterndes und Versöhnendes von dem Kreuze und dieser herumwandelnden Gruppe aus, so daß mein Herr von einem Schreikrampf befallen, die Tür zu seiner Hütte zuwarf und hinter den fliehenden Dorfbewohnern her den Annaberg hinaufstafete.

Dort lag alles stöhnend, jammernd, heulend vor dem Tempel. Sie riefen alle zu ihrem Gözen um Hilfe gegen einen Dämon, der sich ihrer bemächtigen wolle. Sie rissen allen Schmuck von ihren Körpern und warfen ihn auf den Altar als Bittopfer hin.

Auch mich zerrte mein Herr, der stöhnend lag, von seinem Ohre, daß das Blut an mir herunterlief, und schleuderte mich zum Altarsteine hin. Ich glitt jedoch aus, rollte herab und blieb hier liegen, wo ich noch heute haue.

So haben mir jene Apostel des Christentums, die damals hinter dem Kreuze durch Oberschlesien zogen, zu dieser Wohnstätte hier auf dem seit Urzeit heiligen Berge verholfen. Als sie den Gözentempel hier oben herunterrissen, geriet ich unter Schutt und Steine und schaue erst seit einigen Jahrzehnten mit altersschwachen Gолдаugen wieder das Licht der Sonne und das Lächeln des Mondes." A. Hellmann.

Sundort: Oberschlesische Volksstimme.

Slawische Zeit (700[?]-1000 n. Chr.).

Während so die Wandalen in Nordafrika ihren heldenmütigen Untergang fanden, war das Heimatland unbewohnt und fast leer. Nur wenige Reste der germanischen Bevölkerung hatten sich gehalten. Da nahen von Osten her neue Völker, die Slawen. Wann sie unser Heimatland in Besitz nahmen, ist noch nicht genau festgestellt, jedenfalls war ihre Kultur so niedrig, daß man aus den ersten Jahrhunderten ihres Aufenthaltes noch keine Kunde gemacht hat. Erst gegen den Ausgang des 1. Jahrtausends n. Chr. finden wir ihre Gräber und Siedlungen. Ursprünglich hatten die heidnischen Slawen Brandbestattung geübt, mit ihrem Übertritt zum Christentum um das Jahr 1000 n. Chr. (Bistum Breslau) nahmen sie die christliche Sitte der Körperbestattung an. Bemerkenswert für diese slawische Zeit sind Burgwälle. Solche Erdbefestigungen traten zum erstenmal bei uns in der ältesten Eisenzeit auf zum Schutze gegen die vordringenden Germanen. Viele dieser alten Burgen und eine Anzahl neuer Schanzen dienen jetzt als Flieh- und Schutzburgen bei den zahlreichen Stammesfehden. Innerhalb dieser Wälle standen auch die Burgen der Gauherren, aus denen sich später die Kastellaneien entwickelten. Der Kastellansherr war Besitzer eines großen Stückes Land, auf dem mehrere Dörfer lagen. Vom 10. Jahrhundert ab riefen die oberschlesischen Fürsten und Kastellane deutsche Siedler als Kulturträger ins Land. Sie hatten erkannt, daß nur deutsche Kultur und deutscher Fleiß unserer Heimat eine blühende Entwicklung und bessere Zukunft bringen konnte.

H. Kurf.

Slawenzeit.

Die Polen sind arm und träge. Der hörige Bauer reißt mit dem hölzernen Hakenpflug (radło) den leichten Boden auf und pflügt mit Rindern und Kühen. Städte gibt es nicht im Lande, sondern neben der Burg liegt der offene Markt, die Schenke, das Kirchlein. Die Hauptbeschäftigung der slawischen Bewohner war nicht der kärgliche, wenig ergiebige Ackerbau, und bei ihnen stand nicht der Körnerbau, sondern der Anbau der genügsamen und rasch keimenden Hirse im Vordergrunde. Wichtiger und ertragreicher als der Ackerbau war für sie die Vieh- und Weidewirtschaft. Stutenherden waren die begehrteste Beute bei den häufigen Raubeinfällen der Böhmen. Auch Jagd, Fischerei und Bienenzucht spielten als Erwerbszweige der Slawen eine erhebliche Rolle. Einzelne Gewerbe von Hörigen je in geschlossenen Dorfsiedlungen betrieben, waren vertreten. Nicht ganz unbedeutend mag auch der Handelsverkehr gewesen sein. Deutsche, Juden und Muselmänner waren es, in deren Hand der Außenhandel wie der Durchgangsverkehr ruhte. Denn unter den hörigen Einheimischen konnte sich kein Kaufmannsstand bilden.

Aus: „Versus Lubensis.“

* * *

In die von den Deutschen verlassenen Gegenden im Osten unsres Vaterlandes, auch in das heutige Oberschlesien, zogen nun slawische Stämme ein. Auch von ihnen geben uns zunächst nur Kunde im Erdboden Kunde.

Im 10. Jahrhundert erschienen hier die ersten christlichen Glaubensboten. In manchen Kirchgemeinden erzählt man sich, daß dort auch der heilige Bischof Adalbert gepredigt habe, der im Jahre 997 bei den heidnischen Preußen den Märtyrertod erlitt.

Vor allem suchten die christlichen Priester die Fürsten und Vornehmen für den Christenglauben zu gewinnen. Dann ließ sich bald auch die größere Zahl der anderen Leute taufen.

Um 1000 herum war Schlesien im großen und ganzen ein christliches Land, damals entstand auch das Bistum Breslau, zu dem der größte Teil Oberschlesiens gehörte. Weithin war damals das Land mit dichten Wäldern bedeckt. Die boten Baustoff in Hülle und Fülle. Daher errichteten die Leute, Vornehme wie Niedrige, ihre Häuser aus Holz.

Baumstämme wurden mit der Art roh zubehauen oder geschrotet, wie man auch zu sagen pflegt, und dann aufeinandergelegt. An ihren Enden wurden sie so ausgeschnitten, daß die Balkenköpfe (die Enden der Balken) übereinander vorragten. Damit die Balken infolge der Nässe des Bodens nicht faulten, legte man unter ihnen auf den Boden Steine nebeneinander. Die Dächer bestanden aus Schilf oder Stroh.

Die ältesten Kirchen errichtete man nach Art der Wohnhäuser, Ställe und Scheunen ebenfalls aus Holz. Deshalb nennt man solche Kirchen auch Schrotholzkirchen. —

Manche von den Holzkirchen, die heut noch stehen, sieht so alt aus, daß man denkt, sie müßte schon von den ersten Glaubensboten vor 1000 Jahren errichtet sein. So alt aber ist bei uns keine einzige Holzkirche.
Aus: Knötel, Kunst in Oberschlesien, Böhmen Kattowitz.

Frühgeschichte (1000—1400), Zeit der deutschen Rückwanderung.

Besonders im 13. Jahrhundert zogen viele Siedler, hauptsächlich aus Franken nach Schlesien. Fast alle Städte Oberschlesiens wurden damals gegründet und eine große Anzahl von Ortschaften nach deutschem Recht verwaltet. Die Fürsten und Grafen standen noch teilweise in Abhängigkeit vom polnischen Könige, doch waren ihre Untertanen freie deutsche Bauern und Bürger. In gemeinsamer, friedlicher Arbeit mit den Oberschlesiern slawischer Abstammung schufen sie die Grundlagen für den späteren Wohlstand und gewaltigen Aufschwung unserer Heimat. Zunächst hatte Oberschlesien noch durch die ständigen Kriege mit Polen zu leiden, bis die einheimischen Fürsten, zum Segen für unser Land, alle Verbindungen mit Polen lösten und sich ganz an das deutsche Reich angeschlossen. Die Geschichte dieser Zeit unserer Heimat kündigt bereits die Geschichte.

Heinrich Kurzb, wissenschaftl. Helfer am Beuthener Museum.

Christliche Glaubensboten in Oberschlesien als Vermittler deutscher Kultur.

In den Rahmen der Geschichte Schlesiens im allgemeinen und Oberschlesiens im besonderen gehört auch die Behandlung der Fragen: Woher kam das Licht des Evangeliums in dieses Land, wer waren seine ersten Seelsorger, woher floß der breite Strom christlicher Kultur, der das ganze Gebiet zu Provinzen des großen Gottesreiches gemacht hat?

Unter Anlehnung an die drei genannten Quellen von Abraham, Schulte und Chrzaszczy werden vorstehende Fragen im folgenden zur Erörterung gebracht.

Nachdem der polnische Historiker Prof. Abraham darauf hingewiesen hatte, daß zur Zeit des so schnell zusammengebrochenen Mährenreiches des Swatopluk wahrscheinlich ein Missionseinfluß der Slawenapostel Cyrill und Methodius aus Mähren nach Posen und Schlesien hingereicht haben konnte, indem sie den Slawen des oberschlesischen Waldlandes in der Zeit von 860 bis 890 das Evangelium predigten, fährt Prof. Abraham auf Seite 6 seines unten erwähnten Werkes wörtlich fort: „Von den weiteren Schicksalen des späteren Schlesiens und Kleinpolens, d. i. der Gegend von Krakau bis zu der Zeit, wo sie Streitobjekt zwischen Polen und Böhmen wurden, ist soviel wie nichts bekannt. Nach der ziemlich dunklen Angabe des Konstantin Porfirogenetes hatten diese Länder, Groß- oder Weiß- Chrobatien genannt und in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts noch

ungetauft, einen eigenen Fürsten und Standen unter der Oberherrschaft der Deutschen, indem sie ständig den Kriegszügen derselben wie auch denen der wilden Ungarn und Petschenegen ausgesetzt waren. . . . Dies waren keine für die Missionierung günstigen Zeiten, aber trotzdem hörte die Ausaat des Christentums in diesen Gegenden nicht völlig auf: Dies bestätigt auch Bruno in seinem „Leben des heiligen Adalbert“ mit der Bemerkung, daß der spätere Erzbischof Adalbert von Magdeburg damals nach Ruthenien (Rotrußland) gesandt wurde und unterwegs am Hofe des Vaters des heiligen Adalbert weilte und ihn firmte.“

— Weiter auf Seite 6 bei Abraham heißt es dann: Böhmen gehörte damals noch den Diözesen Salzburg und Regensburg zu, und, obgleich noch nicht bekehrt, war es doch ein dankbares Missionsfeld für deutsche Missionare aus Süddeutschland und Franken. Im Wendenland (Laußig) und Posener-Land missionierte das Kloster Fulda, dem ein sorbischer Graf Jakulf Besitzungen verlieh. Anschließend daran hebt nun der polnische Geschichtschreiber ganz besonders hervor, daß die ersten Missionare Polens nicht Tschechen oder Mähren waren, sondern Deutsche aus süd- und mitteldeutschen Klöstern, dieselben, welche die Tschechen selbst missionierten. — Seite 10 ff. sagt Abraham: Im Nordwesten der polnisch-slawischen Länder war der Missionsweg nicht so leicht. Mit den Westslawen führte schon Karl d. Große Krieg und soll sie nach Chronistenberichten bis zur Weichsel unterworfen haben. Die gewaltsame Bekehrung mit Hilfe des Schwertes war aber schwieriger als die stille bei dem nicht so kriegerischen Volke der Schlesier und Polen.

Und weiter wird erwähnt auf Seite 10: Im Jahre 963 unterwarf Markgraf Gero die Laußiger, und damals huldigte auch schon Polen dem Deutschen Kaiser. Die nördlichen Slawenstämme wurden vom Erzbischof Hamburg aus missioniert, wo sogar eine Schule war, in der heidnische Slawenknaben zu Missionaren ihres Landes ganz so, wie es die katholische Kirche noch heute macht, ausgebildet wurden. Auf Seite 12 führt Professor Abraham an, daß im Jahre 963 der sächsische Chronist Widukind den König „Mijaca“ und seinen Stamm noch zu den Barbaren zählt, während er ihn (gleich Miesnko) 967 „amiens Caesaris“

— Freund des Kaisers — nennt. Zur Erklärung dessen berichtet p. Abraham weiter: Im Jahre 965 heiratete der Polenfürst Miesnko die böhmisch-christliche Prinzessin Dubrawka, die ihn bewog 967 das Christentum anzunehmen. In der Taufe erhielt er den deutschen Christennamen „Lambert“. Die Taufe erfolgte durch einen deutschen Bischof unter Assistenz kaiserlicher Legaten. — Gestützt auf die Annalen des Mönches Widukind hebt Abraham auf Seite 16 ff. ausdrücklich hervor, daß das Christentum in Nordpolen auch durch deutsche Mönche, vorzüglich aus dem Kloster Korwen, eingeführt wurde. Auf Seite 36 betont p. Abraham: Im Jahre 968 wurde das Bistum Posen gegründet, zunächst ebenso, wie Gnesen, als Suffraganbistum von Magdeburg. Jordan hieß der erste Posener Bischof, ein Deutscher, sehr wahrscheinlich aus der Diözese Lüttich. Daher erhielt auch der Polenfürst Miesnko in der Taufe den Namen

„Lambert“, der nach dem Patron der Lütticher Kathedrale in der Diözese Lüttich häufig ist. Auf Seite 42 ff. wird hingewiesen, daß im Jahre 1000 Gnesen bei seiner Gründung von Magdeburg losgelöst und von Pabst und Kaiser als Metropolitanſiß von ganz Polen anerkannt wurde. Gleichzeitig wurden im Jahre 1000 die Bistümer Kolberg, Krakau, Breslau unter Bischof Johannes I. errichtet und dem Erzbistum Gnesen unterstellt. Posen blieb jedoch weiter unter Magdeburg. Und diese Diözeseneinteilung nahm nach der einstimmigen Angabe der Annalisten der Deutsche Kaiser Otto III. selbst vor. — Anschließend an Chrzaſcz: Kirchengeschichte von Schlesien, Seite 11 ff. seien folgende historische Momente über die christlichen Glaubensboten als Germanisatoren speziell in Oberschlesien hervorgehoben: Als im Jahre 973 die Gründung des Bistums Prag erfolgte, wurde auch dieses dem Erzbistum Magdeburg unterstellt, und zu diesem gehörten Teile von Schlesien auf dem linken Oderufer. Wie nun im Jahre 982 der heilige Adalbert, Schüler und geistlicher Sohn des Erzbischofs Adalbert, des bedeutendsten Slawenapostels und Kenners der Slawenländer, Bischof von Prag wurde, begann er auch in Schlesien, das ja nach Chrzaſcz, p. 12 seine engere Heimat war, zu predigen, und namentlich in Beuthen O.-S. und Oppeln. Die Adalbertskirche in Oppeln ist nach ihm benannt. Er brachte in den Slawenländern den römisch-katholischen Ritus zur Geltung, nachdem der altſlawiſche mit der kurzen Glanzzeit der Diözese des heiligen Methodius fast ganz verschwunden war, und verband sie enger mit dem apostolischen Stuhle und dem römischen Reiche. Unter weiterer Bezugnahme auf Chrzaſcz S. 13 ff. sei erwähnt: Im Jahre 999 eroberte der tatkräftige barbarische Polenfürst Boleslaw Throbrn im Kriege mit Böhmen Schlesien bis an die Sinna. — Wenn nun auch von 999 bis 1163 Oberschlesien zu Polen gehörte, so war es aber kirchlich, wie Chrzaſcz hervorhebt, ebenso wie Polen selbst, stets von Deutschland aus beeinflusst; Benediktiner aus Thüringen und Zisterzienser aus Frankreich waren seine Kulturbringer. In den wilden Zeiten alsdann, wo Polen einen Rückfall ins Heidentum erlebte und Böhmen mit Polen in ständigem Kampfe lag, stellte der Breslauer Bischof Walter sein Bistum unter den besonderen Schutz des Papstes. Aus der Schutzurkunde vom 23. April 1155 geht sogar hervor, daß Oberschlesien schon damals größtenteils zum Breslauer Bistum gehörte. Ratibor, Kosel sowie das Gebiet an der Drama (Peiskretscham) sind ausdrücklich genannt. — Seit dem Auftreten Kaiser Friedrich-Barbarossa erhält dann Schlesien mit dem Jahre 1163 sei eigenes, mit Polen weit weniger als mit Deutschland verbundenes politisches und kirchliches Leben. Friedrich Barbarossa hatte die Herzöge Boleslaw, Mesko und Konrad als selbständige freie Herzöge in Schlesien eingesetzt. Sie waren im deutschen Geiste tätig. Und als darauf Heinrich der Bärtige von Breslau (1201—1238) zur Regierung kam, erfolgte durch ihn im Verein mit seiner aus Tirol stammenden Gemahlin, der heiligen Hedwig, die erste große Kolonisation Schlesiens durch Deutsche. Und diese Kolonisation Schlesiens brachte zugleich eine enorme Vermehrung der Pfarrkirchen, da ja die Deutschen gewohnt waren, in jedem Dorfe eine Pfarrkirche zu haben. Die folgen-

schwere Umänderung des altpolnischen Garbenzehnten an die Pfarrer (d. h. die zehnte Garbe auf dem Felde) in ein bestimmtes Maß der Getreideabgabe den Vierdung, d. i. eine Viertelmark von der Hufe, brachte das ganze Land zu größerem Wohlstande und lebhafterem Handelsverkehr. In Oberschlesien wurden namentlich nach dem Mongoleneinfall aus dem Jahre 1241 die meisten Pfarreien gleich als Widmuts- und nicht als Zehntpfarreien angelegt, ein Beweis für ihre deutsche Gründung. Soweit über die christlichen Glaubensboten als Germanisatoren in Oberschlesien nach den Angaben von Chrząszcz. — Die weiteren zu diesem Kapitel gehörenden Ausführungen stützen sich auf Prof. P. Lambert Schultes Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, Bd. 23 Seite 193 ff. Professor P. Lambert Schulte weist unter anderem darauf hin, daß ein sehr interessantes Dokument existiert, das auf die gewaltige Umwälzung ein bedeutsames Licht wirft, welche die deutsche Besiedlung in Oberschlesien um die Mitte des 15. Jahrhunderts zur Folge hatte. Es ist dies die Rechnung über den Petruspfennig im Archidiaconat Oppeln aus dem Jahre 1447. Aus diesem wird ersehen, daß die Parochialverfassung Oberschlesiens ebenso wie dessen Städtewesen und die Dorfgründungen vollständig auf deutschrechtlicher Grundlage beruhen. Damals bestanden 20 deutschrechtliche Städte in Oberschlesien und 222 mit Widmuten ausgestattete Pfarreien, eine Tatsache, die wohl als das gerade für die deutschkirchliche Gründung charakteristischste Merkmal anzusehen ist. Und so kann man mit Fug und Recht erklären, daß es die Kirche war mit ihren christlichen Glaubensboten, welche in Oberschlesien germanisierte, natürlich nur zu dem einzigen, ihrer würdigen Zweck, besser Seelen retten und besser Seelsorge betreiben zu können.

Von den späteren kirchlich-sprachlichen Schicksalen Oberschlesiens kann im weiteren abgesehen werden — zumal dies in das mehr interne Gebiet der Kirchengeschichte selbst gehört. Hier kommt es nur darauf an zu zeigen, daß in kirchlicher Beziehung Oberschlesien in dem Bereich der deutschen mittelalterlichen Kultur verblieb und nach wie vor von der katholischen Kirche Deutschlands alles empfang. Dies bestätigt auch der polnische Staatsmann Maurycj Straszewski, wenn er sagt: „Was wir sind, das verdanken wir unserer Zugehörigkeit zum katholischen Westen.“ — Von diesem Gesichtspunkte aus muß daher erwähnt werden, daß ein Teil unserer Heiligen aus Schlesien stammen. Und diese befanden sich in engster Fühlung mit Deutschland, mit dem Westen, wo sie einen großen Teil ihres Lebens verbrachten. Es waren dies: St. Hedwig, St. Hyazinth, St. Czeslaus, die selige Bronislawa, der heilige Johannes Kenty usw. Letzterer, der 1478 starb, war 1397 im Herzogtum Auschwitz (Oswiencim) geboren, das bis 1462 zu Oberschlesien gehörte. Und alle die Angeführten sind sogar außer der heiligen Hedwig obererschlesische Heilige.

Schlesien, bzw. Oberschlesien sowie Polen standen demnach in enger Beziehung zum katholischen Westen. Eine Abhängigkeit Schlesiens von Polen gab es außer der angeführten Zeit von 999—1163 überhaupt nicht. Es wurde sogar vom König Kasimir am 2. August 1335 im Vertrage

von Trenczin der Verzicht Polens auf Schlesiens für immer feierlich ausgesprochen. Später stritten zwar noch im Breslauer Domkapitel dann und wann 'mal polnische mit böhmischen Einflüssen, aber es siegten stets die böhmischen, d. h. die Deutschen bei den Bischofswahlen; denn Böhmen, von Kaiser Karl IV. regiert, war damals ein Staat der Ordnung und Sitte im Geiste des Deutschtums. Als dann unter dem rohen König Wenzel und dem vielbeschäftigten Kaiser Sigismund der Hussitismus, der in politischer Beziehung Deutschenhaß und Panlawismus predigte, im Jahre 1430 blutig ausbrach, da leistete Schlesiens, auch Oberschlesiens, den hussitischen Horden mannhaft Widerstand, und Tausende obereschlesischer Männer, Bürger und Kriegsvölker gaben ihr Leben hin für das Deutsche Reich und den katholischen Glauben, der zu jener Zeit als der „deutsche Glaube“ verhöhnt wurde. — Und wie in dieser Zeit, so bewahrte Oberschlesiens auch in den folgenden Jahrhunderten seine treue Haltung zum Deutschen Reiche und seinen christlichen Glaubensboten.

Dies lehrt sowohl die Zeit vom Beginn der Kirchenspaltung (1517) bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, als auch die des Wiederaufblühens der katholischen Kirche nach 1648 bis 1740. Und da haben sich vor allem zwei katholische Genossenschaften die größten Verdienste erworben, nämlich die Jesuiten und die Kapuziner. Während die Jesuiten durch ihre ganze Vorbildung dazu berufen waren, sich durch Predigten, Missionen und Jugenderziehung — Kollegien mit Gymnasien schufen sie in Neisse, Glatz, Troppau, Oppeln usw. — vornehmlich an die höheren Stände zu wenden, wirkten die Kapuziner in ihrer ärmlichen Kutte und in ihren schlicht ausgestatteten Kirchen als Tröster unter dem einfachen Volke. Weihbischof Liesch hat sie 1659 nach Neisse berufen. Und wenn nun der Übergang des schlesischen Bistums aus der österreichischen Herrschaft in die preussische der christlichen Kirche und vor allem der katholischen manche Leiden und Ungelegenheiten brachte, so trug dies aber dazu bei, daß man sich in Nieder- wie Oberschlesiens um so mehr an seinen Bischof hielt. Die Folge davon war, daß denn auch unter den Fürstbischöfen der neuesten Zeit seit 1845 ein Erstarken der katholischen Kirche eintrat. Die Fürstbischöfe Melchior v. Diepenbrock (1845—1853), Dr. Heinrich Förster (1853—1881), Robert Herzog (1882—1886) und Georg Kopp (1887—1914) haben als treue deutsche Oberhirten das Schifflein Petri in der ganzen Diözese segensreich zu leiten verstanden. Der Name Georg Kopp hat sogar Weltgeltung erlangt, nicht nur, weil er der Oberhirt einer der größten Diözesen des Erdkreises war, sondern weil er durch seine überragende Persönlichkeit bei Papst und Kaiser in höchstem Ansehen stand. Als 52. Bischof von Breslau wirkt nun seit Mai 1914 der Bischof von Hildesheim Dr. theol. et. jur. can. Adolf Bertram. Wie in früherer Zeit, so stehen auch in den Stürmen der Jetztzeit die Katholiken der Breslauer Diözese treu zu ihrem Fürstbischof. Dies würde auch für Oberschlesiens der Fall sein, wenn nicht dieser Landesteil durch demagogische ausländische, d. i. durch polnische Intrigen und durch Feindesgewalt im Anschluß an den letzten Weltkrieg von 1914—1918 trotz des zu Gunsten des Deutschtums am 20. März 1921

erfolgten Abstimmungsergebnisses des besten Gebietsteiles widerrechtlich beraubt worden wäre.

Aus der Profan- wie Kirchengeschichte läßt sich somit nachweisen, daß es Schlesien mit Oberschlesien nur gut ging in Verbindung mit Deutschland, daß auch stets in ganz Schlesien ein Zug nach dem katholischen Westen bestand und von dort die christlichen Glaubensboten nach hier geholt wurden und hier tätig waren. Von Polen erhielt Schlesien weder die Religion, noch die Kultur, noch sein Bürgertum, noch seine Industrie.

Wie es nun jetzt im entrisenen Oberschlesien aussieht, darüber gibt der Kattowitzer Bilderbrief¹⁾ aus der Zeitschrift des Vereins für das Deutschtum im Auslande hinreichend Aufschluß.

Dr. Schmitz, Neisse. Nach Abraham, Die kirchliche Organisation in Polen bis zu Mitte des XII. Jahrhunderts, ferner nach Chrzajcz, Kirchengeschichte von Schlesien und nach Professor P. Lambert Schulte, Quellen zur Oberschlesischen Geschichte.

Alte Holzkirchen.

... Und gerade dort, wo die Schornsteine am schnellsten wachsen, wo die Maschinenhäuser immer wuchtiger und massiger werden, gibt es stille, grüne Inseln, die sie nicht verschlingen dürfen.

Da stehen unter hohen, schattigen Bäumen uralte Kirchlein aus Holz. Sie finden sich in ganz Oberschlesien und noch darüber hinaus. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig etwa 170. Die meisten stehen in den Industriekreisen Gleiwitz, Beuthen, Rybnik und Pleß. Die älteste soll die Hedwigskirche in Pleß sein, die 1230 erbaut wurde. Die Kirchen von Ponischowitz (15. Jahrhundert), Kandrzin und Deutsch-Piekar wurden gleichfalls sehr früh errichtet. Die größte Anzahl scheint aus dem 16. Jahrhundert zu stammen. So wurde die Kirche zu Pniow 1506 erbaut, St. Anna-Rosenberg 1508, Syrin 1510, Cheschlau 1517. Aber es gibt auch noch einige aus viel späterer Zeit, wie die Rochuskirche in Rosenberg, die 1770 entstand. ...

Die Form der Kirchen ist einfach. Sie bestehen gewöhnlich aus einem Langschiff mit sehr hohem Dach und einem etwas niedrigen Chor an der Ostseite. An der Westseite steht ein einfacher Turm mit spitzigem Dach oder einem Zwiebelhelm. Rings um die Kirche führt oft ein überdachter Umgang, der Schutz gegen Regen gewährt.

Alte Holzkirchen. Artur Mirau, Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz 1922.

Befriedlung.

Im Neisser Hufenregister lesen wir folgende Angaben:

„Neunz hat 46 kleine Huben, die Kirche hat vier Huben, der Scholze zehn sowie einen Kretscham und zwei Mühlen. Gocz²⁾ von Zuchtendorf hat 4 Huben. Rest: 28 Huben.

¹⁾ S. S. 193 in Heft 3.

²⁾ Gottfried.

Die Neunzer Feldmark war in kleine oder flämische Hufen eingeteilt. Im Neisser Gebiet war die flämische Hufe vorherrschend, weil hier das flämische Recht herrschte.

Die großen Hufen, auch Waldhufen genannt, stehen zu den kleinen im Verhältnis von 3:2. Im allgemeinen wird die kleine Hufe mit 65,8 preußischen oder 30 schlesischen Morgen bemessen. Jedoch ist das Ausmaß nicht immer gleich und richtet sich mehr oder weniger nach der Ertragsfähigkeit des Bodens.

28 Hufen waren im Besitze der Bauern. Zunächst gab es in Neunz 28 Einhubner, da ursprünglich jeder Besitzer gewöhnlich nur 1 Hufe bekam. (Später nannte man die Einhubner „Bauern“.) Durch Teilung und Zusammenlegen verschob sich das Verhältnis, so daß nun mancher Bauer 2, andere nur $\frac{3}{4}$ Hufen hatten o. ä.

Jeder Siedler erhielt seine Hufe als freies, erbliches und teilbares Eigentum. Zunächst erhielt er in den meisten Fällen einige Freijahre, in denen er keine Abgaben zu leisten hatte. Später mußte von jeder Hufe Zins und Zehnt geleistet werden, den Malterzehnten für jede Hufe oder einen Vierdung, d. i. $\frac{1}{4}$ Mark Silber.

Die Gärtnerstellen wurden auf Gemeindegrund oder geteilte Bauernhufen ausgelegt. Auch die Gärtner erhielten ihre Stellen als freie. Doch waren sie in der Freiheit mehr beschränkt, auch waren die Lasten größer.

Die Art der Bewirtschaftung war die Dreifelderwirtschaft.

Um 1300 war die Besiedlung im Neisser Land bereits abgeschlossen, und der Ackerbau nahm in dem wieder deutschen Land einen mächtigen Aufschwung. Als Beweis kann man die Tatsache ansehen, daß es um 1300 im Fürstentum Neisse 92 Wassermühlen gab. Es kommt also auf etwa 1000 ha eine Mühle.

Nach Aug. Müller, „Geschichte der Gemeinde Neunz, Kr. Neisse“. Ztchr. des Ver. f. Gesch. Schles. Bd. 57.

Thosko.

Anfang Juni — man schrieb wohl das Jahr 1190 — trabte ein Trupp Reiter, mit krummem Säbel, Spieß und Armbrust bewaffnet, durch die oberschlesische Waldwildnis und hielt in seinem Ritt tapfer auf den Kłodnikfluß zu. Es waren Leute der Burgbesatzung und vom Tostler Burggrafen, dem Herren Zupan, ausgesandt worden, um einen Zug Kaufleute abzuholen und ihre Handelsstraße nach der Grenzburg Thosok (Tost) zu sichern.

So hatte es Boleslaus, der Herzog übers Tostler Ländchen, angeordnet, damit dem von ihm beherrschten, recht ärmlichen Gebiete, die Wohltaten des Handels auch zugute kämen. Sein getreuer Burggraf hielt sich gewissenhaft an die landesherrliche Weisung; und deshalb hatte er einen Teil seiner Burgmannen ausgesandt, damit sie dem schutzbedürftigen fahrenden Kaufmannsvolk sicheres Geleit gaben.

Schon seit dem Morgengrauen waren die Reiter unterwegs. Ihr Anführer lüftete seinen Lederkittel, der ihm den Leib schon tüchtig warm gemacht hatte; dann strich er sich den rabenschwarzen Schnauzbart und brummte: „Nun müssen wir doch bald an das große Wasser kommen!“ Er meinte die Oder, in deren breites Flußbett sich das Klodnitzwasser ergießt; und dort lag das Ziel ihres Ausritts.

Aber sie mußten noch ein gutes Stündchen traben, bis sie endlich gegen Mittag an Ort und Stelle angekommen waren.

Sie machten Rast, fütterten die Pferde und bereiteten ihr Mahl. Frühzeitig schon stiegen die feuchten Wassernebel auf und vermischten sich mit den dicken Walddünsten, so daß der goldene Abendchein verdüstert wurde.

An ihrem Lagerfeuer, rauchend, verbrachte die Reiter­schar die Nacht; am Tage lugte sie über den Fluß, woher sie ihre Schutzbefohlenen erwartete.

Ein Rufen und Schreien, ein Knarren und Klatschen in der zeitigsten Frühe eines der nächsten Tage endlich zeigte ihnen an, daß der Kaufmannszug am jenseitigen Ufer der Oder eben daran war, seine Karren und Pferde auf Flößen über den Fluß zu befördern. Dichter Morgennebel lagerte über der Gegend. Es ließ sich nicht feststellen, wieweit das Überqueren schon vor sich gegangen war. Dennoch machten sich die Reiter schnell bereit, ihre Schützlinge zu empfangen.

Anrufe von hüben und drüben hallten durch die Morgenluft. Knirschend legten sich die ungefügigen Floße ans Ufer. Kurz darauf kreischten die breiten Räder in den Spuren der Straße, Ballen, Packen und die dazu gehörigen Traggpferde folgten; Knechte und Herren, alles braunes, fremdes Volk, begrüßten des Burggrafen Reiter und machte sich bekannt.

Dann ordnete man den Zug, der sich nun in Bewegung setzte und wie ein langer, grauer Wurm die schmale Waldstraße entlang kroch. Vor ihm und hinter ihm, zur Seite und abseits im Walde schwärmten die Burgleute auf ihren kleinen, langhaarigen Pferden. Es galt, den wegelagernden Feind aus dem Nachbarreich der Burggrafschaft aufzuspüren und zu stellen.

Ein langer, hagerer Handelsmann mit braunen, schwermütigen Augen ritt am Ende des Zuges. Er versuchte mit dem herzoglichen Reiter ihm zur Seite in ein Gespräch zu kommen. Da ihm die Sprache des Landes nicht fremd war, hatte er bald das Zutrauen seines Nachbarn gewonnen und erhielt Antwort auf alles, was er zu wissen begehrte.

So erfuhr er, daß die Gegend längst nicht mehr so unsicher war, wie vor zehn Jahren, da er zum letzten Male auf der Toster Straße gereist war. Des Burggrafen eiserne Faust hatte Ordnung geschaffen.

„Ist wohl ein mächtiger Herr, der Zupan?“ fragte er.

Und darauf der Knecht: „Ein strenger Mann. Hält das Land von der Klodnitz bis zur Malapane in Ordnung und ist auf der Hut gegen des Herzogs Bruder Mesco, der ihm nicht wohl gesinnt ist.“

Als sie zu einer Wegkrümmung gelangt waren, in die eine finstere Schlucht mündete, sagte der Fremde:

„Hier wurden wir damals überfallen und arg zugerichtet. Des Herzogs Reiter überwältigten jedoch die Räuber, und einer von euch hat mir damals das Leben gerettet. Ob er noch leben mag, der tapfere Joschko?“

„Joschko!“ Ei, gewiß lebt er,“ erwiderte der jugendliche Herzogliche.

„Joschko, unser alter Lehrmeister.“

„Und warum ist er heut nicht mit euch?“

„Ja, Herr, er ist ein hinfalliger Mann, der des Supans Gnadenbrot ißt. Kann Bogen und Spieß nicht mehr führen, und er ist fast blind.“

„Blind? O, der arme Joschko. Dennoch freut es mich, daß ich ihn noch lebend antreffe. Da kann ich ihm danken, meinem Lebensretter.“

„Und ich habe auch noch eine gute Nachricht zu bringen,“ fügte er mehr für sich hinzu.

„Er wohnt auf dem Burgberge, Herr,“ begann der Reiter wieder, „ich führe euch zu ihm, wenn wir angekommen sein werden.“ . . .

Auf dem offenen Markte unterhalb der Burg hatte sich bereits allerlei Volk aus der Umgegend versammelt und wartete seit Tagen auf den Kaufmannszug. Man wollte die Erzeugnisse des Landes, die Erträgnisse der eigenen Wirtschaft gegen die seltenen fremden Waren eintauschen oder auch untereinander einen Handel abschließen.

Endlich kam die Karawane in Sicht. Der Turmwart blies ins Horn, der Herrschaft und den Burgleuten das langerwartete Ereignis zu künden.

Bald sah man die hochbepackten Karren, die Packpferde mit ihrer Ladung, die Knechte und Handelsherren auf ihren Rossen einschwenken. Fremdartige Rufe und Reden hallten über den Platz. Der ganze Zug lagerte endlich im Schutze der Grenzburg, die hoch oben vom Hügel mit Palisaden, Wällen, den Blockhäusern der Burgmannen und dem hölzernen Burggebäude am Fuße des Turmes auf das bunte Bild zu ihren Füßen hernieder Schaute.

Gegen Abend sehen wir Joschkos Freund und den Führer des Handelszuges zur Burg hinaufschreiten. Letzterer wollte dem Burggrafen seine Aufwartung machen, ihm für das sichere Geleit danken und die Bitte daran knüpfen, sich am nächsten Morgen den Tribut aus den mitgebrachten Waren zu wählen. Des anderen Mannes Vorhaben kennen wir bereits.

Sie durchschritten den hohen Pfahlzaun, gingen über die Grabenbrücke und gelangten dann in den Hof der Burgleute. Hier blieb der eine zurück, während der Führer noch durch ein zweites Tor mußte, ehe er des Supans Residenz erreichte.

Der alte Joschko war sehr erstaunt ob des fremden Besuches. Mißtrauisch wartete er, was der Fremde von ihm wünsche; denn als ehemaliger wilder Reitermann hatte er manche Tat auf dem Gewissen, an die er nicht gern erinnert sein wollte. Als sich aber der andere zu erkennen gab, ging ein Freudenleuchten über die verwitterten Gesichtszüge, und die vielen Narben und Schrammen an Stirn und Wangen bekamen Farbe.

Auf der Bank vor dem Blockhaus saßen die beiden, und der alte Wojak fragte gar lebhaft nach diesem und jenem. Der Kaufherr mußte

erzählen von der blauen Adria, dem Schwarzen Meer, den eisbedeckten Karpathen, der Donau und allen Gegenden, durch die ihn sein Weg geführt hatte. Von den Waren, die da unten angekommen waren, mußte er berichten. Da gab's Gewürze, Salz, Weine, seidene und feinwollene Tuche, Beile und Pfeilspitzen aus Eisen und anderes mehr.

„O, da werden unsere Leute tüchtig einhandeln können, ihren Honig, ihr Wachs und Leder und das Pelzwerk. — Da möchte ich dabei sein wollen, dort unten. Aber, Herr, es geht nicht. Die steifen Knochen mögen nicht mehr mit.“

„Und doch sollt Ihr auch etwas haben von unserm Besuch,“ sagte der Kaufmann und faltete ein Stück blauen feinen Tuches auseinander. „Das gibt einen schönen Rock für den tapferen Joschko, und er soll's als Dank annehmen von einem, dem er das Leben gerettet hat.“

Mit seinen zitternden Händen befühlte der Alte das feine Gewebe und erwiderte: „Ihr seid ein guter Mann. Aber mir altem Krieger genügt mein einfacher Wollkittel und der Schafspelz. Doch wollt ihr mir's geben, so schenk ich es meinem kleinen Führer, dem Vincenz, der mir halbblindem Manne stets so willig und treu zur Hand ist. Und er wird sich freuen, der Junge. Ist noch ein Kind und schon eine Waise. Vater und Mutter haben draußen im Walde die Wölfe zerrissen; und so tut der Burggraf, der den Knaben vor der verlassenen Hütte aufgelesen hat, ein gutes Werk, wenn er mir den Jungen überläßt. Seid Ihr damit einverstanden?“

„Tut mit meinem Geschenk, was Ihr wollt, Alterchen. Es ist Euer Eigentum. — Und ich habe Euch noch eine Botschaft zu bringen, lieber Joschko.“

Der Alte horchte auf.

„Habt Ihr die Josepha schon vergessen, die vor vielen Jahren mit „Kaufleuten gezogen ist, weil es ihr hier auf der Burg nicht mehr gefiel?“

„Die Josepha? Meines Bruders Kind? — — — Ausgerissen ist sie!“ entgegnete Joschko giftig. „Mag sie nun machen, was sie will.“

„Aber ein gutes, blicklauberes Mädel war sie doch,“ warf der Kaufmann ein.

Da reckte sich der Graukopf und sagte selbstbewußt schmunzelnd:

„Mein Bruder war ein schöner Mann und einen Kopf größer als ich. — Aber das hat hierbei nichts zu sagen. Josepha ist ausgerissen ohne Erlaubnis des Burggrafen. Das gab viel Ärger und für mich großen Kummer. Wenn das Mädchen gewußt hätte, wie ich es liebte und behütete Wenn von sieben Leuten nur eines zurückbleibt, wie bei meinem Bruder, dann könnt Ihr verstehen, daß man das Letzte sorgsam hütet. — Doch was ist's mit ihr?“

„Vor drei Jahren kam sie mir im Kloster Leubus zu Gesicht. Dort dient sie bei den deutschen Mönchen, die Euer Herzog ins Land rief. Ich soll Euch einen Gruß bestellen und sagen, Ihr möchtet der Josepha verzeihen. Wenn die Mönche, wie sie erfahren hat, ein Frauenkloster gründen, will sie dort eintreten und für ihren Onkel beten, daß er einmal in den Himmel komme.“

Lange erwiderte der Alte nichts. Endlich sprach er: „Nun verzeihe ich ihr. Gott hat es so gefügt, da muß es gut sein Und wenn Ihr sie trifft, dann richtet es ihr aus.“

In den nächsten Tagen war der alte Wojak wie umgewandelt. Er reckte und streckte sich und probierte seine Beine. Wollte er eine Reise machen? Zu seiner Nihte?

„Was ist mit dir, Joschko?“ fragte der Burggraf eines Tages. „Wirst ja immer jünger. Das macht wohl die warme Sonne?“

„Ja, Herr,“ entgegnete Joschko und lächelte. Und er hatte nicht gelogen, denn es war wirklich viel Sonne in ihm.

Niedurny. Aus: Oberschlesischer Jugendfreund.

Deutsche Ansiedler.

Zwischen Schlesien und Polen, da wo der kleine Bach Prosna die Länder scheidet, ragte im frühen Mittelalter ein unwegsamer Grenzwald. Er war mit seinem Sumpfgrund und den Verhauen, die darin angelegt wurden, der Landesschutz gegen feindliche Einfälle. Solche Grenzbefestigungen bestanden im Osten Deutschlands, wenn nicht ein breites Wasser von den Nachbarn schied, wohl überall, wo einst Germanen gewohnt hatten; und in den Kämpfen der Sachsenkaiser gegen die Slawen, wie in den Kriegsreisen des deutschen Ordens gegen Preußen und Littauer, ist der Zug durch Baumverschanzungen, die Unterhaltung des Heeres in der Wildnis, das Lichten mit der Art, die Abwehr plötzlicher Angriffe, und die Wahrung der Schutzperren, welche am Eingange und Ausgange der Waldwege errichtet wurden, bis an das Ende des Mittelalters fast die schwierigste Aufgabe der Heerfahrten, ähnlich wie zur Zeit des Cäsar und Tacitus an der deutschen Westgrenze.

Als im 13. Jahrhundert Schlesien unter den Piasten mit deutschen Ansiedlern besetzt wurde, entstand am Binnenrande des großen Waldes, da wo ein Reiseweg von Burg Namslau nach Polen führte, die deutsche Stadt Konstadt. Zwei Meilen oberhalb wurde durch die Kreuzherren vom roten Stern, einen der zahlreichen geistlichen Ritterorden, welche damals Krankenpflege und Kampf gegen die Heiden auf sich nahmen, die Kreuzburg gegründet, dazu eine Stadt mit deutschem Recht. Auf der Außenseite des Grenzwaldes war nahe der Prosna eine von den Wegsperrern, welche in Preußen Beitschen, in Schlesien Pitschen¹⁾ hießen, auch dort erwuchs eine deutsche Stadt. In dem Dreieck, welches durch die drei Städte Konstadt, Kreuzburg, Pitschen gebildet wird, verlief durch Jahrhunderte das Leben meiner Familie.

Denn auch der Grenzwald wurde gelichtet und durch deutsche Dörfer besetzt. Nahe bei Konstadt entstand Schönfeld, mitten im Walde Schönwald, in gleicher Entfernung von den drei Städten. Es wurde ein ansehnliches Dorf mit zwei Scholtiseien.

¹⁾ Irrtum G. Freytags. Der Name „Biczinna“ aus dem Slawischen bedeutet Rindviehmarkt. (Slescher-Kreuzburg in „Liebe, alte Stadt.“ Priebatsch, Breslau.)

Dort lebte der älteste Vorfahr, von welchem Kunde erhalten ist, Simon Frentag, (geb. 1578), ein Freibauer, wie die Besitzer des Hofes sich nannten. Er und seine Nachkommen saßen auf Höfen mit fränkischen langen Ackerbeeten, sie bauten die Scholle unter wohlwollenden Landesherren, den Herzögen von Brieg, und erlitten, was die Kriege der Fürsten und die Einbrüche fremder Haufen dem Landmann zu bereiten pflegten. Wie ihre Landesherren, waren sie seit der Reformation evangelisch geworden. Überall standen in den Dörfern neben den Kirchtürmen die Pfarrhäuser mit ihren Familien als Stützpunkte des deutschen Wesens. Die Vorfahren hielten unter slawischem Volk auf die deutsche Art, wie man aus den Namen ihrer Frauen schließen darf, die bis zu dem meiner Mutter sämtlich deutsch sind. Als Johann Frentag, der Sohn des Simon, eine Anna Wüterich — althochdeutsch Wuotanarich — heiratete, da wurden auf einem Bauerhofe die Namen unserer beiden großen Heidengötter Fria und Wuotan nach den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges zu christlicher Ehe verbunden.

Aus: Gustav Freytag, Erinnerungen aus meinem Leben.

Das Neisser Landschaftsbild vor Beginn der deutschen Besiedlung.

Das alte Bischofsland Ottmachau-Neisse tritt erst seit 1200 allmählich in den Lichtkreis historischer Forschung. Über seine Urverhältnisse aber breitet sich tiefes Dunkel. Wir wüßten aus seiner ältesten Geschichte nichts, hätte nicht die Mutter Erde in ihrem Schoße getreulich Denkmäler von Kulturepochen bewahrt, die schon fernab jeder menschlichen Einbildungskraft liegen.

Das tief schürfende Eisen des Pfluges oder der Spaten des Sandgräbers stoßen mitunter bei ihrer Arbeit auf Hindernisse, die sich bei ihrer Aufdeckung als Reste uralter Begräbnis- oder Wohnstätten erweisen. Zwischen roh zusammengefügtten Steinwänden hockt da wohl ein morsches Skelett, steinerne oder metallene Schwerter, Messer, Hämmer, Spangen, Ringe und Nadeln liegen zu Haupt und Füßen, und mehr oder weniger gut erhaltene Tongefäße und Urnen bergen Knochen und Totengaben jeder Art. Das kundige Auge des Gelehrten vermag aus den Bodenschichten, in denen solch vorgeschichtliche Funde lagern, ihr ungefähres Alter zu bestimmen und aus der Art der Beigaben Rückschlüsse auf die Kulturstufe und Geschichte jener Urmenschen zu ziehen, die vor Tausenden von Jahren ihre Toten in solcher Form bestatteten. Prähistorische Grabstätten sind im Neisser Lande bisher aufgedeckt und untersucht worden in Altwalde, Bischofswalde, Brünswitz, Friedrichseck, Nieder-Gesek, Glumpenau, Gostiz, Greisau, Grunau, Heinzendorf, Köppernig, Konradsdorf, Krackwitz, Mansdorf, Neisse, Patschkau, Alt-Patschkau, Polnischwette, Sengwitz, Weizenberg, Groß-Carlowitz, Ellguth, Falkenau, Friedewalde, Gelten-dorf, Gläsendorf, Grädiß, Gräschwitz, Grottkau, Guhrau, Koppiß, Küh-schmalz, Makwitz, Mogwitz, Ossig, Ottmachau, Satteldorf, Starrwitz, Striegendorf, Tharnau, Tiefensee, Tschesdorf und Würben. Sie stammen

fast alle aus der Stein- und Bronzezeit und beweisen, daß auch hier lange vor den Slaven germanische Stämme ihre Wohnsitze hatten. Römische und gotische Geschichtsschreiber haben uns ihre Namen — Engier und Wandalen — überliefert. Die verhältnismäßige Armut unserer engeren Heimat an Wandalengräbern deutet darauf hin, daß es nur schwache und vereinzelte Horden gewesen sein können, die hier mitten im rauschenden, brausenden Urwalde, der einst das ganze Land deckte, Raum zur Siedlung fanden¹⁾. Der Hauptteil der germanischen Höfe gruppierte sich in der Nähe des heutigen Ottmachau. Dort mag eine große, natürliche Lichtung zum Wohnbau eingeladen haben. Um 450 wanderten die schlesischen Wandalen gen Süden ihrem Glück und Untergang entgegen, in das verödete Land aber stießen allmählich von Osten her slawische Volksstämme vor. Es ist sicher, daß sich diese mit Vorliebe die alten wandalischen Wohnplätze zur Niederlassung auserkoren, sparten ihnen doch die bereits kultivierten Gebiete weitere Mühe und Kodelarbeit. So wurde auch das Ottmachauer Land neu bevölkert.

700 Jahre lang saß das Slawenvolk ungestört auf diesem Fleck Heimerde, bis die von Westen heranbrandende deutsche Siedlungswelle seine Ruhe unterbrach. In dieser ganzen langen Zeit war es nicht imstande gewesen, das Landschaftsbild in bemerkenswerter Weise umzugestalten. Unfähig, den Kampf mit dem Urwalde aufzunehmen, hockte der polnische Kmete immer noch auf den gleichen Stellen, die 1000 Jahre früher Wandalenhände urbar gemacht hatten. Wir kennen aus späteren deutschen Urkunden Namen und Lage der kleinen slawischen Ursiedlungen ziemlich genau. Es sind dies: Wonecicz (Woiß), Ruzynowicz (Reisendorf), Choransowicz (Schmelzdorf), Hlynowicz (Ullersdorf), Cassiek Ponique (Casswitz), Klein Carlowitz, Slupiste (Schlaupitz), Sestrechowicz (Wüstung), Weczezwicz (Teil von Koschpendorf), Micos Bcemida (?), Supicz (Saupitz), Poconowicz (das untergegangene Bogwitz bei Reisewitz), Korsequitz (Korkwitz), Janowiczi (Johnsdorf), Relwacz (Wüstung Ulnbacz bei Gläsendorf), Sulisow (Tschiltzsch), Gostjan (Wüstung bei Klodebach), Gorsacowicz (Graschwitz), Sbramirowicz (Teil von Gut Bechau), Godcowicz (Guttwitz), Eherzen (Perschkenstein), Tarnawa (Tharnau), Żura (Zauritz), Belaweżā (Pillwöschke), Murezowicz (Wüstung bei Kl.-Carlowitz), Adlare (Natschke), Bechow (Bechau), Elgotha Ryzonis (Rottwitz), Rysowicz (Reisewitz), Soblare (Satteldorf), Starowicz (Starrwitz), Clodeboc (Klodebach), Łoschovicz (Kuschdorf), Grosziste (Gräditz), Janzowicz (Zentsch), Penthkowicz (Wüstung Bankwitz bei Bechau), Rathnowicz (Rathmannsdorf), Wylemowiczi (Schützendorf), Bithwini villa (Bösdorf), Brzesina (Kl.-Briesen), Medcowicz (Wüstung Mögwitz bei Zauritz), Tzeßonowicz (Tscheschdorf), Frangisdorf (Franzdorf), Żrennowicz (Wüstung bei Franzdorf), Bichowicz (Beigwitz), Łessentzicz (Lassoth), Jutricz (Jeutritz), Trecomicz (Krackwitz), Stronaw (Wüstung bei Sarlowitz), Krow (Kaindorf), Sliwicz (Schleibitz), Cubici (Kaundorf), Newnierz (Neunz), Niz (Alfstadt Neisse), Sweithow (Polnisch-Wette), Sucha Kamonka (Dürrkamitz), Sneszez (Gefez), Trebochowicz (Schwammelwitz).

¹⁾ Dgl. Vorwort.

Zwischen den winzigen Gemarkungen dieser kleinen Polenneſter, am Saume der Preſeka und auf den Lichtungen des Urwaldes fanden ſich weiterhin Einzelhöfe in beträchtlicher Anzahl, z. B. Elgotha Żnwcoviż (Tſcheſchdorf bei Prockendorf), Proſinici (Wüſtung bei Prockendorf), Pruſſinowicz (Wüſtung Proßmannsdorf bei Nieder-Hermsdorf), Pruſſindorf (Wüſtung bei Riemertsheide), Quaſſentino (Wüſtung bei Kaindorf), Domaſcovicz (bei Alt-Paiſchkau), Snzenkowicz (bei Möſen), Blozenſdorf (Gemarkung Kalkau), Slokopol und Zlotoglonici (bei Groß-Neundorf), Pöpöwiczka (bei Bösdorf), Poſpechowicz (bei Sengwiß), Thoſſicz (Kaſiſchka), Borenden (bei Reinſchdorf) und Schnbracze (Friedrichſeck). Mittelpunkt aller ſlawiſchen Siedlungen aber war das Kaſtell Otomuchow (Ottmachau). Dort ſaß auf feſter Burg, wohlgeſchützt durch Rundwall und Plankenjaun, des Biſchofs Kaſtellan und hielt an Stelle ſeines Herrn ein ſtreng Regiment. Er hatte die Auſſicht über alle biſchöflichen Güter und Einkünfte, er verwaltete das Zaudengericht und führte im Kriegsfalle Schlacht und Kmeten zum Kampfe ins Feld. Im Schutze ſeines Burgfriedens entwickelte ſich bald ein offener Markt, dem Schenke und Kirche nicht fehlten. Die ehrwürdige Johanniskirche zu Ottmachau war das erſte Gotteshaus im Biſtumslande. Erſt ſpäter übernahmen die Kirchen St. Maria in roſis in der Altſtadt Neiße und die zu Groß-Carlowiß und Rathmannsdorf je einen Anteil von ihrem gewaltigen Sprengel.

Gegenüber dem rieſenhaften Waldbestande des Kirchenlandes ſchrumpft die kultivierte Ackerfläche der ſlawiſchen Urſiedlungen faſt zu einem Nichts zuſammen. Rieſenhaft aber darf man ihn nennen; denn nicht nur deckt er wie ein blauer Mantel die Gipfel und Hänge des fernen Gebirges, als uralter, heiliger Grenzhag oder Preſeka begleitet er auch den Lauf der Neiße auf ihrem rechten Ufer von Paiſchkau über Schwammelwiß, Kalkau, Biſchofswalde, Altwalde, Oppersdorf, Hermsdorf, Bielitz, Mahlendorf bis zur Oder. Die wildſchöne Pracht des jungfräulichen Urwaldes kam beſonders in den Flußtälern zur Geltung, wo gigantiſche Eichen und Buchen ihr helleres Laubgrün mit den dunklen Fichten- und Eibenforſten mengten und miſchten. Für das häufige Vorkommen der heut faſt ausgeſtorbenen Eibe zeugen noch der Eibenſtein und die Ortiſchaft Eiben im Altvatergebirge und eine Urkunde des Biſchofs Jakob v. Salza von 1530. Darin belehnt er den Rentmeiſter Heinrich Ribiſch mit Schloß und Städtlein Freiwaldau und den Gütern Böhmiſchdorf, Buchsdorf und Adelsdorf, behält ſich aber ausdrücklicly die Hälfte des Reinertrages der geſällten Eiben vor.

Das linke Neißeufer ſcheint mehr parkartigen Waldbestand getragen zu haben, zwiſchen dem — wie die Ortsnamen Riemertsheide, Eckwertsheide, Petersheide, Schönheide und zahlreiche Flurnamen dieſer Gegend beweifen — offene, lichte Heideflächen eingebettet lagen. Selten nur mag ein kühner Jäger, Zeidler oder Köhler das Dickicht der wogenden Wäldermaſſen durchkreuzt haben. Die Paßwege von Ramiſau und Krautenwalde entbehrten noch jeder Bedeutung, ſelbſt die urkundlich beglaubigte ſtrata publica über Lindewieſe nach Mähren führend, wurde wohl erſt ſpäterhin belebter. Nichts ſtörte den ſtillen Frieden der unermeßlichen Wälder. Da-

für konnte sich in glücklicher Einsamkeit eine Tierwelt entwickeln, wie sie selten nur das Herz eines Jägers erfreut hat. „In den Waldsümpfen hatten zahlreiche Rudel Wildschweine ihr Lager, am Rande der Heide steckte der braune Bär seine Schnauze in die hohlen Baumstämme und suchte den wilden Honig; die Kiefernäste auf der Heide zerriß das Elen mit seinem unförmigen Geweih, an den Flüssen aber haute der Biber und um die Teiche schwebte der Fischadler und über ihm der edle Jagdsfalke.“ (Gust. Frentag.) Wolf und Luchs umkreisten scheu den Schutzdorn der Waldhöfe und über Bruch und Rohr der vielen toten Flußläufe rauschte der Flügelschlag zahlloser Schwärme von Wildenten, Gänsen und Tauchern. Die klaren Wasser von Biela und Neisse aber bargen Fische und Krebse in nie versiegenden Mengen. Noch 1421 wird urkundlich berichtet, daß in den Wäldern um Freiwaldbau eine herrliche Jagdgelegenheit auf Rehe, Hirsche, Bären und Wildschweine von altersher sei. Von den Wölfen aber wissen noch anno 1785 die Schles. Provinzialblätter zu berichten, daß ein Fleischerknecht aus Arnoldsdorf auf dem Heimwege von einem starken Rüden angefallen worden sei, den er erst nach zweistündigem Kampfe auf Leben und Tod zu erwürgen vermochte.

Die wirtschaftlichen Ertragnisse des menschenarmen, weitab von jedem Verkehr liegenden Neisser Waldwinkel, müssen in slawischer Zeit gleich Null gewesen sein. Vielleicht liegt gerade darin der Grund, daß Herzog Boleslaus der Lange stillschweigend gestattete, daß sein Sohn, Bischof Jaroslaus, das anscheinend wertlose Gebiet dem Ottmachauer Patrimonium angliederte. Aber der Tag war nicht mehr fern, der das Neisser Land aus seinem Dornröschenschlase wecken sollte. Deutsche Bauern mit kühnen Herzen und harten Händen waren bereits unterwegs, das Angesicht der slawischen Wildnis zu erneuern. Und ritte heut Bischof Lorenz, der sie aus fernem Franken rief, noch einmal durch sein Land, das Herz würde ihm lachen, sähe er staunenden Blicks, was Fleiß und Schweiß seiner Kolonen in wiederum 700 Jahren aus Wald und dürrer Heide zu schaffen vermochten.

Kl. Lorenz.

Aus: Heimatblätter des Neissegaues.

Die Gründung eines deutschen Dorfes.

Das Dorf Schönwald liegt vier Kilometer südöstlich von Gleiwitz; vor zweihundert Jahren hatte es 700 Einwohner, heute zählt es deren 4000.

Der Herzog Wladislaus von Oppeln, Enkel Meskos I., hatte 1252 das Kloster Rauden gegründet und ihm ganz bedeutende Vorrechte verliehen. Er selbst nannte es nach seinem Namen Wladislauskloster; bald aber wurde es nach dem Flusse, an dem es lag, Rudakloster (Rauden) genannt. Die Mönche kamen mit Bewilligung des Bischofs Thomas von Breslau aus Andreow bei Krakau. Die Untertanen des Stiftes brauchten keine Heeresfolge zu leisten und waren aller Verpflichtung zum Bau oder zum Ausbessern einer Burg ledig. Sie waren frei von der Gerichtsbarkeit der Kastellane; nur der Herzog durfte sie zur Verantwortung ziehen. Das Bußgeld erhielt unverkürzt der Abt. Der zu Stanitz sitzende

Richter des Klosters übte die Gerichtsbarkeit aus; ihm wurden als Symbol Schild, Stab, Eisen und Wasser verliehen. Das Kloster erhielt ferner auf seinem Grund und Boden Jagdrechte und eine Reihe anderer Vorrechte und Leistungen von seiten seiner Untertanen, die sonst dem Fürsten zustanden. Bischof Thomas von Breslau bewilligte am 5. September 1261 dem Kloster noch den dem Bischöfe zustehenden Neubruchzehnten.

Nun war ein reicher Grundbesitz vorhanden, aber es fehlte an Bauern. Die umwohnenden Polen waren für die Besiedlung ungeeignet. So wurden die Raudener geradezu gedrängt, deutsche Bauern heranzuziehen. Abt Peter wandte sich an den Palatin Mrocco von Oppeln, der mit Erlaubnis des Herzogs Wladislaus im Jahre 1263 das Gut Stanitz und 100 große Hufen des Waldes Boncouo übernahm, um sie mit guten Leuten zu besetzen. Die auf diesem Grund und Boden auszufehenden Dörfer sollten nach Ablauf der üblichen Freijahre den Zins dem Mrocco zahlen, den Zehnten dem Abte, dem nach dem Tode des Palatins auch der Zins zufallen sollte. — Gewöhnlich verhandelte der Grundherr unmittelbar mit einem Unternehmer, der dann die nötigen Siedler zu besorgen hatte. Hier vermittelte ausnahmsweise ein Dritter die Ausföhung. Die Durchführung des Mroccoschen Planes verzögerte sich. Erst am 6. März 1269 gibt Mrocco im Einverständnis mit dem Herzog Wladislaus von Oppeln und dem Abte von Rauden einem gewissen Heinrich 50 große Hufen von dem bereits dem Kloster versprochenen Walde Boncouo, um sie nach fränkischem Rechte zu besiedeln. Des Herzogs Richter Cociborius und sein Feldmesser Gregorius maßten die Gemarkung ab. Eine Hufe wurde für die Diehtrift, eine als Kirchenhufe bestimmt. Der Ausföher Heinrich bekam die sechste Hufe frei, dazu den Schank, eine Mühle an der Kłodnik, eine Brot- und Fleischbank, das heißt das Recht, Brot zu backen und zu schlachten, und ein Drittel vom Gerichtsgelde. Den anzusiedelnden Bauern wurden fünfzehn Freijahre gewährt; nach deren Ablauf sollte jeder dem Mrocco einen Silbervierdung, zwei Scheffel Weizen, zwei Scheffel Gerste und zwei Scheffel Hafer zahlen und an das Kloster einen Silbervierdung. Der Ausföher bekam auch Schwert und Stab als Zeichen der Gerichtsbarkeit mit all den Vorrechten, wie sie die Raudener Mönche auf allen ihren Dörfern haben. Kein Richter, außer dem Grundherrn, sollte über ihm sein, und seine Nachkommen sollten ihm nach dem Erbrecht in all diesen Gerechtsamen folgen.

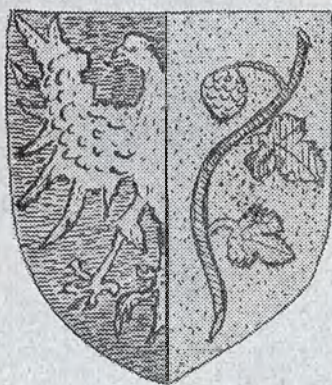
Schönwald hat trotz seiner polnischen Umgebung bis heute seine deutsche Art und seine deutsche Sprache zäh bewahrt, und zwar — das kann den Schönwäldern nicht hoch genug angerechnet werden, lediglich durch eigene Kraft und Fähigkeit, ohne irgendwelche Unterstützung.

Konrad Gufinde.

Aus: Klapper, Schlesien, du mein liebes Heimatland. Diesterweg, Frankfurt a. M.

Was mir das Wappen der Stadt Groß Strehlit erzählt¹⁾.

Heut will ich dir nicht davon erzählen, daß der Hopfenzweig in meinem rechten goldenen Felde auf den blühenden Hopfenbau unserer Stadt in alter Zeit deutet, sondern ich will von der Gründung der Stadt sprechen. Der goldene Adler im linken blauen Felde (der oberschlesische) sagt mir, daß ein Herzog Groß Strehlit gegründet hat. Um 1290 war hier überall dichter Wald. Nur ein löcheriger, ungepflasterter und schmukiger Weg führte hindurch. Soeben trat ein Hirsch auf die Straße. Die Sonne blühte in seinem Geweih, glänzte in seinem glatten Fell und kletterte dann an einer riesigen Fichte empor. Da oben saß ein funkeläugiges Tier, das einer großen Katze glich, aber an den Ohren sonderbare Haarzipfel trug.



Ein Sprung — — ein wilder Schrei! Der Luchs saß dem Hirsch im Nacken, hatte seine mächtigen Krallen in das glatte Fell gebohrt und biß ihn wild in die Gurgel. Oben im Geäst einer Kiefer zeterten ein paar Eichelhäher, kläglich zirpend flogen einige Meisen von Baum zu Baum. Der Hirsch aber sprang in mächtigen Sätzen davon.

Saß im selben Augenblick erschien ein Reiter an dieser Stelle, stieß einen fröhlichen Jagdruf aus und sauste dem Hirsch nach. Hei, wie flog der prächtige Hengst dahin! Bald hatte Herzog Boleslaus I. von Oppeln den wunden Hirsch erreicht. Weit streckte sich sein rechter Arm nach hinten, finster zogen sich die Augenbrauen zusammen, scharf zielten die Augen . . . Saustend zischte der Jagdspeer des Herzogs durch die Luft und saß dem Luchs im Rücken. Wildauf sprang die große Katze, zischend, schreiend, eilte sie an einen Baum, wollte sich retten, hinaufklettern, doch der schwere Speer zog sie zu Boden. Da drehte sie sich herum, fauchte, zeigte dem Jäger die spitzen Zähne, das blutige Maul.

Der Herzog zog furchtlos seinen langen Dolch und bohrte ihn dem Raubtier ins Herz, so daß es zuckend zusammenbrach.

¹⁾ Es handelt sich hier um das ältere Stadtwappen. Das jüngere trägt im rechten Felde eine Weinrebe.

Indessen kamen auch die Begleiter des Herzogs heran: jüngere und ältere schwarzhaarige Männer, Jäger und Kriegsvolk.

Lachend wies Boleslaus auf seine Beute. Tot lag der Luchs am Boden, und einige Schritte weiter brach das Auge des wunden Hirsches. Der Abend war hereingebrochen; die letzten roten Strahlen der untergehenden Sonne versanken, und die Jäger muhten unter den riesigen Bäumen ein Nachtlager suchen. An diesem Abend beschloß Herzog Boleslaus, hier ein Jagdschloß bauen zu lassen. — — —

Bald schallten Arthiebe durch den Wald, und rührige Männerhände schufen ein hölzernes Gebäude — das Jagdschloß¹⁾. Einige andere Blockhütten für die Jäger fanden sich bald dazu. So war mitten im Urwald eine kleine Ansiedlung entstanden. Strzelec (d. i. Schützenort) wurde sie getauft²⁾.

Gustav Hoffmann. Aus: Okerchl. Jugendfreund.

Stiftungsurkunde des Klosters Nauden vom 21. 10. 1258.

„Im Namen des Herrn Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Weil alles Zeitliche mit der Zeit vergeht und die Taten der Sterblichen, wie der weise Salomon sagt, ihre Zeit haben, und alles und jegliches Entschwundene die Vergessenheit bedeckt, darum hat kluger Rat es eronnen, das Erinnerungswerte durch sorgfältige Schrift dem ewigen Gedächtnis zu überliefern.

Deshalb bekunden wir Wladislaus, Casimirs Sohn, von Gottes Gnaden Herzog von Oppeln, zugleich mit unsrer ehrwürdigen Gemahlin Euphemia und unsern Söhnen Mesko, Casimir und Boleslaus, allen Christgläubigen, welche gegenwärtigen Brief lesen oder hören werden, daß wir mit gleichem Rat und Einhelligkeit dem von uns zu Ehren der gloriwürdigen Jungfrau Maria am Rudaslusse gegründeten Wladislauskloster Cisterzienserordens und den allda Gott dienenden Brüdern eine solche Macht und Autorität verliehen haben, daß ihre freien und unfreien Leute, Diener und Tagelöhner in allen ihren Dörfern, Vorwerken und Besitztümern, welche sie jetzt haben und in Zukunft durch ihre Betriebsamkeit oder durch Vergabung andächtiger Männer erlangen werden, bei völliger Freiheit verbleiben sollen, derart, daß kein Schloß die allergeringste Gerichtsbarkeit über sie ausübe, daß dieselben weder zur Erbauung oder Ausbesserung eines Schlosses, noch zu einem Kriegszuge herangezogen werden, noch der Palatin, Kastellan oder Richter das Recht haben soll, sie vor sich zu fordern und zu richten. Nur allein vor uns und unsern Nachfolgern sollen sie zu erscheinen und zu antworten gehalten sein, wenn bei vorkommenden Klagen unser Kämmerer durch einen mit unserm Ringe oder eigenem Siegel beglaubigten Briefe sie vorfordert. Wenn sie aber von uns und unsern Nachkommen gerichtet, wenn sie zur Zahlung oder Buße verurteilt sind, wenn die Zahlung auf dreihundert oder sechs, fünfzehn oder siebenzig Mark festgesetzt worden, so soll der Abt die ganze Zahlung ohne Anteilnahme eines Richters oder Amtmannes empfangen.

¹⁾ Es soll dort gestanden haben, wo heut die Apotheke ist.

²⁾ Von strzelacz = schießen.

Wenn aber jemand einen Freien, Diener oder Mietmann des vor-
genannten Klosterabtes anders als oben beschrieben citiret, so soll eine
derartige Vorforderung ungültig sein. Außerdem verstatten wir dem
Richter, welchen der Abt in seinen Dörfern, Besitzungen und Vorwerken
zum Rechtssprechen über seine Untertanen bestimmen wird, daß er jegliche
Sache, sowohl große wie kleine, als Diebstahl, Raub oder Mord und
was immer anderes sich unter demselben zutragen möge, mit gerechter
Wage vornehme und entscheide, den Gerechten und Ungerechten herausstelle
und zur Zahlung oder Buße nach Rechtsbrauch verurteile.

Deshalb wollen wir, daß der vorbenannte Richter des Abtes in
Stanitz Schild und Stab, Schwert und Wasser habe, damit es nicht
vonnöthen sei das Schloß anzulaufen, wenn er seine Untertanen wegen
der obhemeldeten Sachen strafen will. Wenn sich aber zwischen des Abtes
Leuten ein Streit erhöhe und dabei, was Gott verhüte, ein Mord geschähe
und das Haupt des Ermordeten aus des Abtes Leuten wäre, so soll niemand
außer dem Abte oder ein anderer statt seiner die Buße für das Haupt
empfangen.

Wenn aber zwischen des Abtes Leuten und Fremden Zwietracht ent-
stände und ein Mord geschähe, so sollen des Abtes und der Fremden
Richter zusammen im Gericht sitzen und der Abt ohne Widerspruch bei
ausgemachter Strafe über den Rechtsfall oder begangenen Mord das
erhalten, was der Herzog oder das Schloß empfangen müßte.

Zudem übertragen wir voll Hoffnung auf die ewige Belohnung, zum
Heile unserer Seelen wie auch zur Erlösung der Seelen unserer Vorfahren
und Nachkommen andächtig und treuherzig dem benannten Kloster alle
Rechte, welche wir haben oder haben können in allen Dörfern, Besitzungen
und Vorwerken dieses Klosters, d. h. in der Jägerei allerhand Wildes, im
Biberfange oder in anderer Weise, damit den Mönchen und ihren Leuten
es freistehe, die Wälder, Gewässer und alles so sich da findet nach Ermessen
des Abtes zu gebrauchen.

Serner übertragen wir auf obgenannten zum erwähnten Kloster ge-
hörigen Erbgütern in Stanitz die stroza¹⁾, přewod²⁾, powoz³⁾, poradlné⁴⁾,
Zoll, Steuern, jährliche Zinsen und alles andere, wie es auch immer
genannt werden mag, es sei gewöhnliche oder außergewöhnliche Dienst-
barkeit, und was immer wir zu unserm Gebrauch, Dienst oder Nutzen
verwenden könnten, freigebig und freiwillig dem Abte, damit er es zum
Besten und Vorteil seines Klosters anwende jetzt und zu allen Zeiten.

Damit aber dieses Almosen und diese von uns erteilte Freiheit unver-
leht in ihrer Kraft ewiglich verbleibe, haben wir befohlen, daß die gegen-

¹⁾ = Wache = Abgabe an Korn und Hafer für die Besatzung der Schlösser.

²⁾ = Geleit, welches den Fürsten zu Wasser und zu Lande gegeben werden
mußte, zugleich die Verpflichtung, übergebenes Wildbret, Fische, Weizenbrot, Wein u. a.,
sowie Verbrecher abzuliefern.

³⁾ = Fuhrn mit Vorspann, welche für den Fürsten, sein Gefolge und die Be-
dürfnisse auf den Reisen gegeben werden mußten.

⁴⁾ = Hufengeld.

wärtige Urkunde mit unserm Insiegel und dem unsers ehrwürdigen Vaters und Herrn des Bischofs Thomas von Breslau versehen und vom apostolischen Stuhle mit unserm Wissen und Willen bestätigt werde.

Sollte aber jemand mutwillig und anmaßend diese Freiheit und Begabung, welche wir treuherzig und andächtig dem Wladislauskloster und den allda Gott dienenden Brüdern erteilt haben, hinfüro zu brechen, zu verlegen, zu kürzen, oder in irgendeiner Art zu verändern suchen, dieser soll uns und obenbenannten Brüdern vor dem höchsten Richter am jüngsten Tage hierüber Rede stehen.

Zeugen aber dieser Schenkung sind:

S. Vinzenz, Prior der Dominikaner zu Ratibor,
Johann Graf und Kastellan von Mikulaw¹⁾,
Jechet Graf zu Ratibor,
Ruprecht Graf und Kastellan zu Teschen,
Jaroslaw Graf und Unterkämmerer des Herzogs,
Eorenz Graf und Kastellan zu Auschwiz²⁾,
Herr Kanzler Kolhard.

Geschehen zu Ratibor den 21. Oktober im Jahre des Herrn 1258.“

Gründung von Frauendorf bei Dypeln.

29. Sept. 1319.

Gottfried, Probst des Klosters Czarnowanz, macht bekannt, daß wir verkauft haben . . . für das mit deutschem und Neumarkter Rechte ausgestatteten Dorf, mit gewöhnlichem Namen Frauendorf genannt, die in dem Gebiete bis zum Kloster sich erstreckenden 21 flämischen Huben und Ort für einen Garten und 20 dem ehrenwerten Manne Siffrid zu errichtende Gärten, der deselben Dorfes Vorpächter und Schulze sein soll. Zum Schulzenamt deselben sollen sich erstrecken: Drei der genannten Huben, fünf Gärten, ein Wirtshaus, der dritte Denarius von jeder zu entscheidenden Rechtssache, welche immer dort auftauchen wird, der dritte Teil auch von allen Erträgen und Interessen, welche in Gegenwart oder in Zukunft werden vorkommen können. Das alles soll er selbst und seine Nachkommen mit beständigem Erbrechte frei von allen Zahlungen und Diensten, in welchem Namen sie immer gefordert werden mögen, behalten, außer dem, daß uns und unseren Nachkommen er selbst und seine Nachkommen für unsere Bedürfnisse und unsere Ausgaben mit einem Pferde, 2 Mark im Werte, dienen sollen. Wenn die Leute dieses Pferd in unsern Diensten auf irgend eine Weise verderben sollten, so daß es umkommt, dann sollen sie selbst so lange keine Dienste tun, bis ihnen für das verlorene Pferd Ersatz geleistet sein wird. Von den übrigen 18 Hufen und 16 Gärten aber wird eine jede beliebige Hufe in den einzelnen Jahren am Feste des seligen Martins uns oder dem Kloster als jährliche Steuer 4 Maß Hafer und acht Maß Weizen und für den Zehnten einen Vierdung

¹⁾ Nikolai.

²⁾ Oswieneczim.

(4. Tl. v. 1 M.) zahlen. Die Einwohner auch in dem obgenannten Dorfe sollen angehalten werden, in den einzelnen Jahren zu Ostern uns eine Mark zu zahlen. Jeder wirkliche Gärtner wird uns am Feste des seligen Martins eine Skot (24. Tl. einer M.) und vier Hühner abliefern. Auch die Pächter der Äcker werden uns oder dem Kloster auf unsern Äckern im Jahre dreimal pflügen, und jeder Gärtner wird an zwei Tagen im Jahre für die Bedürfnisse des Klosters arbeiten, ausgenommen die Gärtner des Schulzen. Nachdem alle genannten Dinge so gegeben und bezahlt sind, sollen die Einwohner dieses Dorfes weder durch den Herren, Herzog von Oppeln, noch durch uns oder unsere Nachfolger zu weiteren Diensten in keiner Weise gezwungen werden. Außerdem fügen wir zum gemeinsamen Nutzen des oben erwähnten Dorfes den andern Hufen oder den Pächtern der Hufen drei Hufen hinzu und eine andere halbe Hufe in den Wäldern und eine andere halbe auf den Wiesen, welche die Pächter selbst unter sich teilen, und für die genannten 3 Hufen und für die andern beiden Hufen von Geldern jeder Art sollen sie wie vorher gesagt worden ist, uns oder dem Kloster zu dienen angehalten werden.

(Schremmer, Besiedlung Schlesiens und der Lausitz. Breslau, Priebeatsch.)

Urkundliches aus Siedlungstagen¹⁾.

Neisse.

11. Januar 1226.

Bischof Lorenz urkundet, daß in seiner Gegenwart Walter, Ritter und bischöflicher Schultheiß in Neisse, dem Konvente des Ordens vom hl. Grabe von Jerusalem zu St. Martin bei Neisse verliehen hat seine Hälfte der Mühlen in der Alt- und Neustadt mit der freien Sischerei von den Wehren bis an die Neisse, ferner sein Freigut von 7 Hufen in der Altstadt nebst allem Zubehör innerhalb der Äcker des Dorfes Neuniz (Neunz) und der städtischen Viehweide.

Zeugen: die Domherren Dietrich u. Theodor, die Pfarrer Gerard v. Steinau u. Reginald v. Oppeln, Erhard, bischöflicher Kaplan, Wilhelm Niger, Heinrich Sildowe u. v. a.

Bielau und Bischofswalde.

1231.

Bischof Lorenz bestätigt dem Marienhospitale zu Neisse unter anderem die ehemals vom Schultheiß Walter geschenkten Mühlenanteile in der Alt- und Neustadt, ferner Zins und Zehnt von drei großen Hufen in Bissopeswalde, die Gerbo, der Scholze des Dorfes, überwiesen hat, dazu den Zehnt von 6 kleinen Hufen in derselben Gegend, die Peter der Reiche geschenkt hat, und den Zehnt von 4 kleinen Hufen des Heinrich von Sildowe (Schild) und endlich die Zuwendung von jährlich 12 Maß Getreide durch Sifridus, den Scholzen von Bela (Bielau), das Graf Siegfried im gleichen Jahre zu deutschem Recht ausgelegt hatte.

¹⁾ Aus „Heimatblätter“ des Neissegaues.

Reimen.

15. 4. 1237.

Thomas, Bischof von Breslau, übergibt dem Neisser Schulzen Peter zur Aussetzung nach deutschem Recht 200 flämische Hufen des Nadelholz- und Eichenwaldes, am Neißeflusse bis nach Troscina (Kroschen, Kreis Grottkau) und über den Fluß Rimane bis zur Gemarkung des bischöflichen Dorfes Rimane (Reimen). Peter soll den Zins und Zehnt von der fünften Hufe, den dritten Teil der Gerichtsgebühren, die Schenken und Mühlen und das ausschließliche Vogt- und Schulzenrecht auf diesen Hufen haben. Dazu erhält er 6 kleine Hufen zehntfrei, 12 Mark Silber und 300 Maß Getreide. Die Ansiedler sollen 9 Jahre steuerfrei sein, dann aber von der Hufe $\frac{1}{2}$ Vierdung in deutschem Gewicht und den vollen Feldzehnten zahlen. Im übrigen genießen sie ganz und gar dasselbe deutsche Recht, wie andere früher bei Neisse Angesiedelte. (Auf diesen 200 Waldhuben gründete Peter die Dörfer Petersheide, Schönheide, Friedewalde und Groß-Briesen.)

Groß-Carlowitz.

1244.

Thomas, Bischof von Breslau, dotiert die Magdalenenkirche zu Carlowitz nach ihrer Einweihung mit dem Zehnten von Carlowitz, villa Rnjonis (Reißendorf), villa Goshani und dem neuen Dorfe Carlowitz (Klein-Carlowitz), samt dem, was Eigentum des Mirco gewesen ist. Dazu erhält das Gotteshaus 3 Mark Silber, 13 Scheffel Korn und 8 Scheffel Hafer.

Neuwalde und Ludwigsdorf¹⁾.

21. 10. 1249.

Bischof Thomas verleiht dem Ritter Smilo seinen Wald zwischen Waldow (Altevalde), Maravia (Mähren), Tnginhals und dem Dorfe des Grafen Jaga (wohl Langendorf) zur Aussetzung nach deutschem Recht. Aus späteren Urkunden geht hervor, daß Smilo auf diesem Waldgrunde Neuwalde und Ludwigsdorf ausgelegt hat.

¹⁾ Neuwalde, 27. 1. 25. In „Heimatblätter des Neißegaues“ ist unter „Neuwalde und Ludwigsdorf“ ein alter Irrtum wieder aufgetaucht, insofern der Verfasser unter dem Dorfe des Grafen Jaga Langendorf vermutet. Der Irrtum geht, so weit ich sehen kann, auf die Herausgeber des liber fundationis, Markgraf und Schulte, zurück. Er war nur dadurch möglich, daß den sonst so verdienten Forschern offenbar die Ortskenntnis abging und sie anscheinend die Sache lediglich nach der Karte — vielleicht noch dazu nach einer recht mangelhaften — beurteilt haben. Jeder Ortskenner weiß, daß Ziegenhals und Langendorf unmittelbar benachbart sind, daß sich also ein größeres Gebiet zwischen ihnen nicht einreihen läßt. Der Kenner der örtlichen Verhältnisse denkt vielmehr bei dem Dorfe des Grafen Jaga von vornherein an Schnellewalde, das alle Bedingungen erfüllt. Zum Ueberflusse hat nun noch Kopiez in seinen Beiträgen zur Geschichte des Neisser Landes die Grafen Jaga als Besitzer von Schnellewalde urkundlich erwiesen. (S. 6.) Damit ist der letzte Zweifel behoben. Möge nun der Irrtum ebenso endgültig verschwinden, wie es heute niemanden mehr einfällt, das in derselben Urkunde genannte Maravia (Mähren) als Mohrau zu deuten, wie es früher wohl öfter geschah.

Oppersdorf, Ritterswalde, Kaundorf.

25. 5. 1253.

Wilhelm, Bischof von Lebus, tritt dem Bischof Thomas von Breslau verschiedene Güter ab, die er von seinem Vater zu Lehnrecht geerbt hat, nämlich in Operti villa (Oppersdorf), Rucherswalde, Lubindorphe (Kaundorf) und einem Walde von 12 Hufen vor Neisse. 5 Hufen in Oppersdorf, die Bischof Wilhelm zu Erbrecht besitzt, behält er sich auf Lebenszeit vor.

Preiland.

10. 9. 1256.

Graf Sigfried hatte 1231 zugleich mit Bielau auch Preiland zur Aussetzung nach deutschem Recht erhalten. Unter obigem Datum bestätigt nun Bischof Thomas den Verkauf der Scholtisei in Prselanz (Preiland) durch Sigfried an einen gewissen Rodgerus. Zum Dorfe gehören $22\frac{3}{4}$ flämische Hufen. Davon hat Rodgerus 4 Hufen und $3\frac{1}{2}$ Morgen frei, außerdem erhält er den dritten Teil der Gerichtsgefälle, freies Schank- und Mülhrecht und die Jagd und Fischerei innerhalb der Grenzmarken. Die Einwohner von zahlen Prselanz dem Bischof jährlich $3\frac{1}{2}$ Skot Zins von der Hube und den Feldzehnten.

Zeugen: Gregor, Propst von Oppeln, die Domherren Eccard, Gerlagus und Gregor, die Hofkapläne Andreas und Stephan und die bischöflichen Dienstmannen Rnza, Andreas und Walter.

Bauke.

10. 4. 1260.

Bischof Thomas erneuert für einen gewissen Hermann das einst dem Walter und Friedrich verkaufte Privileg der Aussetzung von Buccow (Bauke) nach deutschem Recht. Hermann erhält als Scholze 3 freie Hufen, $\frac{1}{3}$ der Gerichtsgefälle und eine freie Schenke und Mühle. Der Bischof reserviert für die Kirche 2 Hufen und für sich selbst zur Bebauung 6 Hufen. Auch das Gut, welches Sifridus dort von dem Prokurator Leonhard zurückgekauft hat, soll Hermann zins- und zehntfrei besitzen.

Zeugen: Domherr Eccard, Prokurator Leonhard, Magister Franczko, Hofkapläne Leonhard und Demetrius, Schreiber Andreas.

Tschauswitz.

1261.

Bischof Thomas verleiht dem Sulislaus, genannt Warcza von Suscowicz, um treuer Dienste willen 6 Hufen in Suscoviz (Tschauswitz) nach Ritterrecht zu besitzen, dazu auch die Wiesen an dem Gehölze, welche wsewidow kant heißen, wo er eine Mühle anlegen wird.

Zeugen: Leonhard, Prokurator in Ottmachau, Heccard, Pfarrer in Ottmachau, Jakob, Präpositus; Wicliciens, genannt Wecsa, Graf Wilhelm, Kastellan von Ottmachau, Christopherus, Unterkämmerer, Graf Rizo, Radohlo, Schatzmeister und Nikolaus, genannt Zelma.

Winzenberg.

1261.

Herzog Heinrich von Schlesien urkundet den Verkauf von acht fränkischen Hufen in Wenzemeriz (Winzenberg) durch den Grafen Grabissa an Wilhelm, Bischof von Lebus.

Zeugen: Anna, des Herzogs Mutter, der Minorit Herbord, Graf Jarza und Graf Johann von Würben.

26. 7. 1291.

Wilhelm, Sohn des Rudiger, genannt Heldore, ehemals Vogt in Wydna (Weidenau) und die Söhne seines Bruders Petrus, nämlich Witco, Jesco, Ludger und Eckehard, legen dem Bischof Thomas II. einen Brief aus den Zeiten Herzogs Heinrichs IV. zur Bestätigung vor.

Danach erhielt Rudiger Heldore für die Auslegung von Wndnaw die Vogtei oder das Erbgericht, den 3. Teil der Gerichtsgefälle, das Recht zur Wahl eines Wohnplatzes, Fleisch-, Brot- und Schuhbänke, Mehl-, Walk-, Loh- und Schleifmühlen, soviel am Weidenauer Wasser gebaut werden können von Cobula (Jungferndorf) an bis Calcow (Kalkau), dazu die Fischerei und den Wald zwischen Cobula und Sygisdorf (Sehdorf), dem schwarzen Wasser und dem Kynberg; desgleichen zwei Hufen vor der Stadt zwischen dem Weidenauflusse, den Grenzen von Swandorf und der Straße nach Paczkow (Patschkau), ferner $\frac{1}{2}$ Hufe zwischen dem Sumpfe vor der Stadt Weidenau und dem Dorfe Patrum (Wiesau), links vom Wege nach Neisse, in Arnoldi villa (Arnsdorf) 1 Hufe, in Jungferndorf die 6. Hufe, in magno Craas (Groß-Krosse) 4 Hufen, in Craas adrocati (Vogts-Krosse) ebensoviel mit dem 3. Pfennig vom Gericht dieser Dörfer. Auch soll in den Dörfern Bertoldi villa (Barzdorf, Jawirnik (Jauernig), Henrice villa (Heinersdorf), Geseze (Geseß), Dominice villa (Domsdorf), Cobula, Craas Hugonis (Haugsdorf), Groß-Krosse, Craas longo (Klein-Krosse), Vogtskrosse, Petri Craas (Schuberts-krosse), Wiesau, Arnsdorf, Conradi villa (Groß-Kunzendorf), Ruffa aqua (Rothwasser) und Hermannii villa (Ober-Hermsdorf), wo das Gericht der Kirche zusteht, der Vogt auch den 3. Pfennig und freie Jagd haben. Dafür ist er im Kriegsfall zum Dienst mit einem Streitroß verpflichtet. (Gekürzte Regest. zur schles. Geschichte 2197.)

5. 12. 1293.

Bischof Johannes entscheidet in dem Streite wegen des Meßgetreides, welches die Scholzen und Bauern von Groß-Ellguth, Mesno (Mösen), Sisinocowicz (Tschaußwitz), Swemenicz (Schwammelwitz) und Sernownicz (Sarlowitz) dem Pfarrer Cosmian von Ottmachau verweigern nach Einsicht in die Auslegungsurkunden jener Dörfer, daß eine Befreiung vom Zins nirgends ausgesprochen und er darum zu entrichten sei. (Reg. zur schles. Gesch. 2304.)

1. 8. 1301.

Petirmann, Landvogt des Bischofs Johann von Breslau urkundet, daß vor dem Gericht der Landschöffen in Neisse Frau Helena, Tochter

des † Vogtes Wilhelm von Widenau (Weidenau), nun Gemahlin des Thomas von Brunow das Erbgut Lensz (Lentsch) bei Bissowiswalde (Bischofswalde) dem Marienhospital zu Neisse und des dasselbe verwaltenden Brüdern vom hl. Grabe aufgelassen hat.

Zeugen: Die Landschöffen Tilo, genannt Rat von Kamenicz (Kamitz) Gerlach von Operti villa (Oppersdorf), Ortwin von Ruckerswalde, Tplo von Suetowia (Deutschwette) und Heinrich von Lobdow (Lobedau). (Schles. Regesten 2651.)

22. 4. 1305.

Heinrich, Bischof von Breslau, verkauft mit Zustimmung des Domkapitels 9 Huben in Bücowiz (Beigwitz), da sie nur geringen Nutzen bringen, dem Neisser Bürger Herden, die Hube für 16 Mark. Herden vereinigt damit seinen alten Besitz, nämlich:

2 Huben erkaufte von Janzo, dem Bruder des † Peter von Gora um 34 Mark.

3 Huben, die er für 60 Mark von den Gebrüdern Nikolaus, Wenzel und Zemko, den Söhnen des verstorbenen Boguzla Kaslulonis erstanden hat, ferner im Dorfe selbst

2 Huben, die er für 38 Mark von Nikolaus, dem Sohn des Belnzo und Pršibco, dem Schwestersohn des Nikolaus erworben hat und endlich

1 Hube im Dorfe von Frau Wonzeha, der Witwe des † Borko um 17 Mark nach polnischem Gewicht erkaufte. Alle diese 17 Huben mit Wiesen, Wässern und dem Wasserlauf Tholnicz (Tellnitz), soll Herde als freien Erbbesitz haben unter der Verpflichtung, jährlich für jede Hube 1 Vierdung, zur Erntezeit den Feldzehnten und die Calenden an die Kirche zu Rynacow (Reinschdorf) zu entrichten. Herde darf eine Mühle erbauen und einen Fischteich anlegen. Die Einwohner sollen nicht vor dem polnischen, sondern dem deutschen Gericht in Neisse zuständig sein.

Unter den Zeugen: Peter von Waltdorf, Kanonikus.

(Schles. Reg. Nr. 2834.)

7. 2. 1310.

Ritter Hermann, genannt von Enchelburne, verkauft dem Neisser Fleischer Sifrid 18 flämische Huben von Äckern und Gebüsch in seinem Dorfe Glumpengov (Glumpenau), um sie nach deutschem Rechte auszuweisen, die Hube für 7 Mark. 3 Huben soll der Lokator frei von Zins und Zehnt haben. Bei nochmaliger Vermessung der Dorfmark ergeben sich 2 Huben über 36. Auch diese Überschar übernimmt Sifrid für 14 Mark. Er erhält dazu das Recht auf eine Schenke, eine Brot- und Fleischbank, $\frac{1}{2}$ Mark Zins vom Neisseflusse und das ausschließliche Recht, Schafe zu halten. Die Einwohner erhalten drei Freijahre, dann zahlen sie jährlich 3 Vierdung von der Hube an Ritter Hermann; wovon dieser am Nikolaustage $2\frac{1}{2}$ Mark an die Ottmachauer Kirche abzuführen hat. Ritter Hermann richtet jährlich nur 3 mal, sonst hat alles vor Sifrid zu Recht zu stehen.

Zeugen: Ritter Hermann von Trependorf; Heinrich, Vogt; Martin, Schulz von Gerhardi villa (Giersdorf); Richwin, Schulz v. Nova villa (Groß-Neundorf); Eckehard, der junge Schulz von Beudewini villa (Böseldorf); Vulleszolo (Sulleschüssel) und Ulrich, Bruder des Merklin, beide Bürger von Neisse. (Schles. Regest. Nr. 3107.)

17. 1. 1321.

Wilhelm, Landvogt in Neisse, bestätigt die Schenkung von 1 Dierdung Zins ($\frac{1}{4}$ Mark) auf einen Angerplatz und einen Garten, die in Hylavia (Eilau) zu dem dritten Gehöft gehören von der Schenke an gerechnet, wenn man das Dorf hinaufgeht, das die Frau Hellwik bewohnt. Schenker des Zinses ist Nikolaus, Bauer in Eilau, Empfänger sind die Neisser Kreuzherren vom hl. Grabe.

Zeugen: Die Landschöffen: Tilmann am Tore; Heckhardt, Schule in Kemnitz (Kamitz); Heckhard und Nikolaus von Bothwindsdorf (Böseldorf); Jakob von Rückerswaldt; Renboto von Petirshende und Siboto von Präland. (Schles. Reg. Nr. 4092.)

Peter I. (1258—1274), der erste Raudner Abt.

Er war vom Mutterkloster Andreow¹⁾ herübergekommen, um eine mühevollte Stiftsverwaltung anzutreten und die neue Schöpfung aus ihrem unscheinbaren Dasein emporzuheben. Das wilde unfruchtbare Land ringsum bedurfte auch solch einer kräftigen Persönlichkeit, die trotz des vom Alter gebeugten Nackens jugendlichen Mut, hellen Verstand und mannhaftes Umsicht kundgab. Ausdauernder Fleiß und unverdrossene Tätigkeit einten sich bei ihm mit einem frommen Leben. . . .

Als er zu Anfang seiner Regierung sah, daß die Brüder neben ihrem Tag und Nacht fortgesetzten Gottesdienste mit eigenen Kräften nur mühsam die notwendigen Rode- und Feldarbeiten vollführen konnten, wendete er sich vertrauensvoll an den Palatin Mrocco von Oppeln und teilte ihm mit, wieviel wüsten Landes, baumreicher und sumpfiger Waldungen seinem Stifte vom Herzog Wladislaus verliehen sei, wie nur eine vollständige Kolonisierung der bedeutenden Länderstrecken einen Gewinn dem Kloster bringen kann.

Er bat ihn, zu bewirken, daß sich in diesen abgelegenen Waldungen Fremde niederließen, die das Urbarmachen und die Feldbestellung übernahmen. Mrocco erfüllte den Wunsch des Abtes. Er übernahm Stanitz und hundert große Hufen des Waldes Boncon²⁾, um sie mit guten Leuten zu besetzen. Dafür forderte er, daß die Siedler nach den steuerfreien Jahren ihm den Zins zahlen sollten. Der Zehnt sollte dem Abt bleiben, nach dem Tod Mroccos auch der Zins.

Durch die Bestätigungsverhandlungen mit dem Breslauer Bischof scheint sich die Besiedlung jedoch verzögert zu haben.

¹⁾ In Polen.

²⁾ Dieser Wald umfaßte die Gegend, wo heut Rhönwald bei Gleiwitz liegt und scheint sich bis an die Kłodnitz erstreckt zu haben.

Erst am 6. März 1269 verlieh Mrocco 50 Hufen einem Unternehmer Heinrich. Er sollte sie nach deutschem Recht, „welches man fränkisches nenne“, ansiedeln. Es sollten, wie das bei Ausrodung großer Wälder üblich war, große oder fränkische Hufen abgegeben werden, damit nach diesem Verhältnis Zins und Zehnt eingerichtet werden können.

Abt Peter selbst übertrug einem gewissen Zavis am 24. Juli 1264 das Dorf Dobroslawitz¹⁾, um es nach deutschem Recht auszusetzen. Er verlieh ihm hierfür die Scholtisei, zwei Hufen frei von Zins und Zehnt und andere Freiheiten.

Der Abt war rastlos bestrebt, das Kloster zu vergrößern. Er entschlief im hohen Alter im Jahre 1274 und blieb stets in gegnetem Andenken.

Dr. Potthast, Geschichte der ehemal. Zisterzienserabtei Rauden O. S. Leobschütz 1858.

Polnisches und deutsches Recht²⁾.

Hier deutsche Siedlung, da altererbtes polnisches Anwesen! Dieser Gegensatz trat in Schlesien unter der Herrschaft der Piasten häufig hervor. Die deutschen Ansiedler hatten zwar dem eingeseßenen Volke keine Ländereien entzogen, sondern nur ungenutztes Land, Sümpfe, Wiesen und Wälder übernommen. Aber der Neid gegen den Zugezogenen war doch da; er lag begründet in der inneren Verwaltung, in den größeren Rechten, geringeren Abgaben, in der Rührigkeit, in einer gewissen Wohlhabenheit und Freiheit des Fremden.

Die Unterschiede, die sich zwischen der Lebensführung der deutschen Siedler und der der polnischen Einwohner ergaben, erkennt man recht deutlich durch einen Vergleich der rechtlichen Grundlagen derselben, des deutschen und polnischen Rechtes.

Nach dem polnischen Rechte war der eingeborene gemeine Slawe vollständig abhängig von seinem Grundherrschaft und wurde nach und nach zum Leibeigenen herabgedrückt. Er gehörte zum Grund und Boden des Landgutes, wurde mit diesem verkauft und war zu vielerlei lästigen und sein Emporkommen hindernden Diensten gegen den Gutsherrn, sowie gegen den Landesherrn verpflichtet.

Der Fürst erhielt für jede Hufe des Landes den Erdzins, von jedem Hofe Hofgeld und entweder Vieh, als Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine oder einen Geldzins dafür. Der Bauer pflügte die herzoglichen Äcker, frontete in der Korn- und Heuernte, im Walde beim Holzschlagen, beim Fischen und bei der Jagd, mit Hand- und Spanndiensten; er leistete dem Herrn und seinen Hofbedienten, seinen Boten und Dienern als Jäger, Falkenierer, Biberfänger und besonders dem Heere Vorspann, fuhr ihr Gepäck, setzte sie über die Flüsse, gab ihnen Lebensmittel und Futter für ihr Vieh und Nachtquartier. Er fütterte und bewahrte des Fürsten Hunde, mußte die Baue der Biber und die Nester der Falken bewahren, daß

¹⁾ 2½ Meilen von Cosel in sw. Richtung.

²⁾ Oberschles. Lesebuch von O. Langner, Urbanek und Dieth. — Phönix-Verlag, Kattowitz, Breslau, Berlin.

ihnen kein Schaden zustieß, hielt Wache in den Dörfern und Burgen, schanzte beim Bau neuer und bei der Ausbesserung alter Festungswerke, eilte die gefrorenen Gräben an denselben auf, mußte Kriegsdienste tun und flüchtigen Verbrechern nachjagen.

Diese drückenden Lasten wurden noch vermehrt durch den Mißbrauch der fürstlichen Beamten und der Großen überhaupt. Diese bedienten sich oft für sich der Pferde des Landmanns, jagten sie tot oder schickten sie unbrauchbar oder gar nicht zurück. Manche Dienste wurden zwar in Geldabgaben verwandelt, aber auch diese blieben drückend.

Dieses Los traf nicht bloß den Landmann im engeren Sinne, sondern auch den Ackerbürger und teilweise den Handwerker der sogenannten Städte, die sich von den Dörfern in dieser Hinsicht nicht unterschieden. —

Das deutsche Recht befreite die Ansiedler von allen diesen Bedrückungen und Plackereien. Wenn ein Dorf oder eine Stadt von deutschen Kolonisten neu angelegt oder ein schon vorhandener Ort nach deutschem Recht eingerichtet wurde, so verzichtete der Landesherr zugunsten des Grundherrn und der Untertanen auf alle oder die meisten ihm nach polnischem Rechte zuständigen Genüsse und Gerechtsame. Der verursachte Ausfall wurde durch die vermehrte Bevölkerung und den besseren Anbau ersetzt.

Die Leibeigenschaft und die damit verbundenen schweren Lasten wurden aufgehoben, der Willkür Schranken gesetzt und die Verhältnisse, in welchen die Bewohner des Ortes zueinander und zur Gerichts-, Grund- und Landesherrschaft standen, genau bestimmt. Außerdem berechnete die neue Verfassung zur Teilnahme an der Verwaltung des Gemeindefwesens. Persönliche Freiheit, festgesetztes Dienstverhältnis und eigener Gerichtsstand waren die bezeichnenden Merkmale. Der Grund und Boden wurde Eigentum des Bauern. Sein Fleiß, seine Sparsamkeit hoben seinen Wohlstand.

Nach der Chronik der Stadt Patschkau.

Oberschlesisches Geld ums Jahr 1300.

Das älteste ober-schlesische Geld sprang auf den Bäumen herum. Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts galten nach damaliger Sitte als Geld: geräucherte Eichhörnchenköpfe und Marderschnauzen. Das sind Reste aus den noch früheren Zeiten, in denen man Tierfelle als Zahlungsmittel gebrauchte. Dagegen hatten die Marder- und Eichhörnchenfelle, die in späteren Zeiten an Obrigkeiten abgeliefert wurden, nicht mehr die Bedeutung von Geld, sondern galten als Naturalzehnt, so wie die Urnen Honig Oppelner Maßes.

Eine schlesisch-polnische, „gebräuchliche und umlaufende Landesmünze“ wird zum ersten Male im Jahre 1013 von Diethmar von Merseburg erwähnt, und zwar der Denar. Daß aber auch schon der gewöhnliche Mann Münzgeld in die Hand bekam, darf man aus dem Worte „umlaufend“ nicht schließen. Sicher gab's damals nur sehr wenig Metallgeld, und dieses wenige befand sich im Besitz der Fürsten und adligen Grundherren, während der Bauer noch lange Zeit auf Tauschhandel an-

gewiesen war oder das alte „Pelzgeld“ gebrauchte. Als Schlesien dann eigene Herzöge bekam, ließen diese das Geld oft durch jüdische Kaufleute prägen, die ihrerseits wieder jüdische Münzstempelschneider annahmen, welche außer der hebräischen keine andere Schrift kannten. So erklärt es sich, daß man auf alten schlesischen und polnischen Münzen manchmal fremdartige Zeichen findet; es sind hebräische Buchstaben.

Bei der Aussetzung von Dörfern zu deutschem Recht ist häufig von Geldzahlungen die Rede, und zwar werden genannt: Mark, Vierdung, Groschen und Heller. Die alte „Mark“ war eigentlich keine Münze, sondern ein bestimmtes Gewicht für Edelmetall, wahrscheinlich ein Pfund. Eine Mark Gold war zehnmal mehr wert als eine Mark Silber. Goldgeld war damals aber selten, so daß eine „Mark“ ohne Bezeichnung des Edelmetalls immer eine Mark Silber ist. Eine Mark Silber hatte einen Wert von $33\frac{1}{2}$ (nach anderer Meinung 28) heutigen Reichsmark. Ein Vierdung oder Serto ist der vierte Teil einer Mark Silber und im Jahre 1300 12 Groschen. Diese Groschen wurden in Prag geschlagen und hießen deshalb Prager oder böhmische Groschen. Weil in Polen und Schlesien die Groschen wegen geringeren Gewichts oder Silbergehalts minderwertig waren, mußte man hier für eine Mark Silber eine größere Anzahl Groschen geben. Daher setzte man zur Bezeichnung der Groschensorte hinzu: Prager Groschen polnischer Zähl. Das Wort „Groschen“ kommt vom lateinischen grossus, dicke Münze, im Gegensatz zu den früheren Brakteaten aus dünnem Silberblech. Ein böhmischer Groschen galt soviel wie 51 heutige Reichspfennige, also fünfmal soviel wie ein heutiger „Böhm“. Ein Vierdung galt auch 5 Schillinge, ein Schilling 12 Heller oder Pfennige, so daß bei einem Silbermarkwert von 28 heutigen Reichsmark ein damaliger Pfennig gleich 12 heutigen Pfennigen ist, also ungefähr das, was man bis 1871 einen „guten Groschen“ nannte.

Herzog Heinrich I. kaufte um 1230 ein Streitroß für 28 Mark Silber. Das sind nach der höheren Bewertung zu $33\frac{1}{2}$ Reichsmark 940 Mark, auch für unsere heutige Zeit eine bedeutende Summe. Dieser für die damaligen Verhältnisse geradezu ungeheuerliche Preis ist aber leicht zu erklären, denn darin ist auch schon Sattel, Zaumzeug und die kostbare Rüstung des Pferdes mit einbegriffen. Ein Scheffel Getreide kostete in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ungefähr eine heutige Reichsmark; ein gewöhnliches Pferd wurde auf 38 Scheffel Getreide geschätzt, ein Ochse auf 20, eine Kuh auf 16, ein Schwein auf 4, ein Schaf auf 2 Scheffel. Vom Ende des 13. Jahrhunderts an stiegen die Viehpreise immer höher. Kopka, Prieborn. Sundort: „Aus unserer Heimat“ vom 1. Februar 1925. Heimatfl. A. G. im Kr. Oppeln.

Die Mongolen überfallen das Land.

Am Rosenberger Tor drängten sich Leute zusammen, gestikulierten lärmend, liefen erregt umher. Zwar konnte man dies Treiben oftmals vor dem Tor beobachten. Wenn der Tag zur Neige ging, fand sich fremdes Volk vor den Mauern ein. Da waren Landleute, die von weither kamen und ihre Abgaben brachten. Da waren Handelsleute, die von Mähren

oder von Kujawien reisten oder aus noch fernerem Ländern her. Die waren müde von der langen Fahrt und beeilten sich, noch vor Toresschluß für sich und ihre Waren den Zoll zu entrichten, auf daß sie für die Nacht im Schutze des Kastells verbleiben durften.

Jetzt zur Abendstunde waren aber auch etliche Burgknechte und Bürger vor dem Tor. Sie bestürmten die Fremdlinge, die hastiger und besorgter denn sonst heranzufuhren, mit Fragen. Mannigfache Gerüchte schwirrten umher.

... Von Osten, von den asiatischen Steppen her, zögen gewaltige Horden von Unholden heran. Sie überfluten weite Landstrecken, sengen und morden. Ganz Ungarn, die Weichselgebiete bis Kujawien hinauf seien verheert. Krakau ein Raub der Flammen...

Durch die unruhige Menge sprengte auf schweiß- und staubbedecktem Roß ein Jäger. Ritt durchs Tor. In den Burghof. Sprang ab und begab sich schnurstracks, so wie er war, zum Burggrafen.

Er brachte geheime Botschaft vom Oppelner Herzog. Da munkelten die Leute, und sie wurden noch aufgeregter.

Und wiederum ward auf der Straße Hufschlag laut. Von Beuthen her näherte sich ein Reiter. In sausendem Galopp. Als er am Tor anlangte, rief er mit letzter Kraft: „Haltet euch bereit! Die Mongolen kommen!“

Dann stürzte er ohnmächtig zu Boden. Die Umstehenden aber schrien entsetzt auf. Rangen verzweifelt die Hände. Bange Furcht und Besorgnis bemächtigte sich der Gemüter.

Als es dunkel ward, schlich sich ein Bursch aus der Burg, kletterte den Abhang hinunter, sprang über Geröll und Graben, verschwand im Wald. Und er setzte nach einer Weile eilenden Schrittes seinen Weg auf der Fahrstraße fort.

Der Mond beleuchtete die Gestalt: Ein starker Wuchs, dabei geschmeidige Glieder, edles Gesicht, gekleidet wie die Knappen des Burggrafen.

Des Burschen Augen spähten durch die Nacht. Ein Feuerchein flackerte auf. Klang von Hämmern erscholl; Schlag von Eisen gegen Eisen.

Da stand, einsam im Walde, umgeben von Eichen und Pappeln, ein Haus. Die Schmiede des braven Valentin Burda. Und vor der Tür harnte Gisela. Sie fragte: „Ist es wahr, Lorenz?“

Der Knappe nickte stumm.

„Du mußt fort?“

„Ich gehöre zum Banner. Der Herzog ruft uns. Das Land ist in Gefahr.“

„Kommen sie?“

„Sie sind unterwegs. Krakau liegt in Trümmern hinter ihnen.“

„Weh uns! ... Wir müssen fliehen! Lorenz, Widerstand ist unmöglich. Es sind Teufel. Sie werfen Feuer. Die Flammen schleudern Donnersteine ...“

Das Mädchen erzitterte heftig. Ihr Atem flog.

„Lorenz, fliehen wir! . . . Eh' es zu spät!“

Sanft beruhigend streichelte der Knappe ihre glühenden Wangen:

„Nicht so bang! Gott ist auf unserer Seite. Er wird den Teufeln schon den Garaus machen. An Flucht ist nicht zu denken. Ich bin Kriegsmann.“

Da wandte sich Gisela ab und schluchzte still in sich hinein. Lorenz aber begab sich in die Werkstatt, wo der alte Burda und dessen Sohn Michael am Schmiedefeuher herumhantieren. Der Bub trat den Blasebalg. Die Flamme loderte auf. Das Eisen glühte. Da packte Michael mit der Zange zu. Hielt es auf dem Amboß. Die Hämmer schlugen. Funken sprühten. Das Eisen wehrte sich, bog sich, — brach. Mußte zusammen-geschweißt werden.

Lautlos war Lorenz eingetreten. Betrachtete die Geschicklichkeit der Hände, die schaffende Kraft, die friedliche Arbeit.

„Gott segne Euer Handwerk, Meister!“

Da erst gewahrten die emsig Schmiedenden den späten Gast. Begrüßten ihn freundlich, doch furchtsam fragenden Blickes.

„Schwerter und Lanzen müßt Ihr schmieden, Meister! Die Zeit wird ernst.“

Da ergriff der junge Burda einen der Hämmer. Schwang ihn trotzig-drohend empor:

„Sie sollen nur kommen, die Teufelsfräßen! Und wenn es der leibhaftige Satanas selber ist! Ich heiße Michael!“

„Morgen in der Frühe brechen wir auf. Wir reiten gen Tost und stoßen dort zum Heerbann des Herzogs. Ihr aber müßt beide in Rosenberg sein. Es tut not an Mannen in der Burg . . . Gott sei mit Euch, Meister! Und du, Michael, bürgst mir für Gisela!“

Lorenz schritt hinaus. Auf der Bank vor dem Hause wartete das Mädchen seiner. Ruhig und gefaßt. Es war so unsagbar schwer, Abschied zu nehmen. Es mußte sein. Pflicht siegte.

Von Osten her fielen die Horden der Tatas ein. Es waren widrige Gestalten, klein von Wuchs, aber breitschultrig und stämmig gebaut. Platte Nasen und stark hervortretende Backenknochen gaben ihren Gesichtern scheußliches Aussehen. Die kleingeschlihten Augen funkelten teuflisch wie bei lauernden Raubtieren.

Schon das Erscheinen dieser unheimlichen Scharen des mächtigen Dschingis-Chan flößte Grauen ein. Furchtbaren Schrecken verbreiteten ihre Räubertaten.

Vergeblich war jeder Widerstand, der an Oberschlesiens Grenze geleistet wurde. Die Kastelle wurden überrannt und eingeäschert, Besitztum geplündert, Menschen niedergemetzelt.

Die Unholde kannten kein Erbarmen. —

Herzog Mesco II. von Oppeln und sein Verbündeter Boleslaw von Sendomir mußten bis Niederschlesien zurückweichen. Hier, um Liegnitz herum, sammelte der wackere Heinrich II. von Schlesien seine Streitkräfte: Schlesier und Polen, Johanniter und die deutschen Ordensritter.

Auch König Wenzel von Böhmen eilte herbei, seinen Glaubensbrüdern im Kampfe beizustehen. Er kam zu spät. Das Christenheer wurde bei Wahlstatt besiegt. Herzog Heinrich fiel in tapferer Gegenwehr. Tausende Heldenleiber deckten das Schlachtfeld.

Dies geschah, wie die Chronik berichtet, am 9. April 1241.

Im Walde, in der Gegend zwischen den Festen Tost und Ujest, lag Gisela. Ihr Kleid war zerrissen. Wild wankendes Gestrüpp und Dornen hatten ihre Glieder verwundet.

Bis herher vermochte sie sich zu schleppen. Dann entwich alle Kraft. Ermattet brach sie zusammen.

Aber ihre aufgepeitschten Sinne ließen keine Ruhe finden. Sahen dunkle, teuflische Unholde anstürmen. . . . Wie ein Rudel Wildschweine hervorbricht, . . . durchs Dickicht . . . alles um sich niederreißt und wühlt. Wie hungrig heulende Wölfe jagen, . . . unablässig jagen, bis die Beute ergriffen und zerfleischt.

Oh, der Himmel glüht. Nicht Feuer der Esse der Schmiede des Vaters. Die ist zertrümmert. Asche raucht, glimmt noch. Aber dort: Gewaltiger Brand lodert auf. Und im Flammenschein tanzen Teufel . . . hin und her . . . rundherum um den feuerspeienden Drachen. . . .

Der Vater! Der gute, sorgende Vater! Und Michael, das junge Blut! Die Flammen zischen, verschlingen, prasseln, versengen. . . .

„Lorenz! . . .“

Kriegsmannen, Heervolk in ungeheurer Zahl, sammeln sich. Rosse stampfen. Hörner schmettern. Die Banner fliegen. Die Schwerter blitzen.

Da schwirren Pfeile, prallen an Schilde. Die Lanzen stechen. Hei, Lorenz! Du kühner Held! Die Mongolen stieben auseinander. . . .

Aber: Der Mond trügt nicht. Sein Schein war so rot, . . . blutig rot . . . und dann . . . bleich. . . .

Ein Bogen schnellst. Der Pfeil trifft. Lorenz stürzt, im Herzen das Geschöß. Und Blut strömt. . . .

Nacht wird es um sie.

Leute aus Ujest fanden das Mädchen im Walde. Sie trugen es behutsam heim, pflegten es barmherzig, linderten das Fieber.

Aber Tage und Wochen vergingen, bis Gisela Genesung fand. Als sie sich erheben konnte und ihre Augen die Lenzespracht in Wald und Flur schauten, befiel unermessliche Traurigkeit ihre Seele.

Kunde kam vom Schlesierheer: Die Mongolen seien zurück gen Breslau gewichen. Dann nach furchtbarer Verwüstung des Landes gen Böhmen und Mähren und weiter südostwärts.

Nach und nach erschienen auch die Kriegsmannen wieder. Aber nur wenige von denen, die zur Mongolenschlacht ausgezogen, kehrten heim.

Immer, wenn von Nordwesten, von der Oder her, ein Reitertrupp sich näherte, eilte Gisela auf den Hügel. Spähte den Heranziehenden entgegen und wartete . . . und wartete. . .

Skizze von Paul Kania. Sundort: Heimat und Volk. (Obereschle. Wanderer.)

Die Holzgerechtsame in Alt-Ratibor.

Herzog Wladislaus I. (1224—1282) von Oppeln-Ratibor erbt das Herzogtum nach dem Tode seines Bruders Mesko und wohnt dauernd im Schlosse zu Ratibor. Wladislaus hatte sein durch die Fehden mit den Tataren und Polen geübtes Heer dazu benutzt, Troppau und Jägernsdorf den Böhmen zu entreißen, in deren Besitz sich diese unter seinem Vater Kasimir gesetzt hatten. Währenddessen Wladislaus zu Selde lag, machte Bischof Bruno von Olmütz, von den Böhmen dazu angestiftet, einen Ausfall nach Ratibor, überfiel 1521 die Stadt unvermutet, plünderte und verwüstete sie, und obgleich der Herzog herbeigeeilt war und die böhmischen Wölfe mit blutigen Köpfen nach ihren Bergen verjagt hatte, so war die Stadt doch schon völlig ausgeplündert und niedergebrannt, so daß außer der Stadtpfarrkirche und dem Schlosse es heutzutage keine Zeugen dieser grauenvollen Tat mehr gibt. Auch sah man noch viele Jahre nachher den Schutt und die Trümmer niedergebrannter friedlicher Wohnungen auf wüsten Plätzen umherliegen.

An wen sollten sich die armen unglücklichen Einwohner der Stadt um Unterstützung zum Wiederaufbau ihrer Häuser wenden? Doch sie fanden ihren Retter in ihrem Herzog Wladislaus von Ratibor. Nachdem er vom Hofe des Königs von Böhmen, wo er vergeblich um die Rückgabe der genannten Städte sich verwendet hatte, zurückgekehrt war, entschädigte er die Stadt Ratibor auf eine wahrhaft fürstliche Weise. Außerdem, daß er alles benötigte Bauholz den Bürgern verabfolgen, zuführen und ihre Häuser durch seine Untertanen und Soldaten wieder aufbauen ließ, gab er in der Folge auf seinem Jagdschlosse zu Slawenitz 1267 den Einwohnern der Stadt Ratibor die Holzgerechtsame, d. h. alles Bauholz und Brennholz für immer aus seinen herzoglichen Wäldern unentgeltlich holen zu dürfen. Durch diese fürstliche Gnade, die den Schaden doppelt ersetzte, weil die Einwohner bis zum Jahre 1820 noch davon Gebrauch machten, ermuntert, und vom Herzog sonst noch vielfach unterstützt, konnten die Ratiborer ihre verwüsteten Wohnungen schöner und bequemer wieder aufbauen. Da über den Sinn der Schenkungsurkunde später ein langer Streit zwischen der Schloßherrschaft und der Stadt Ratibor entstand, so folgt hier die Abschrift dieser bisher unbekannten Urkunde:

„Da im Verlaufe der Jahre und bei der Auseinanderfolge der Personen die Anordnungen der Vorfahren bisweilen untergehen und mit uns begraben werden, so sind mit vorsichtiger Unterscheidung Schriften gegeben worden, um nicht nur dem unsicheren Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen,

sondern auch die nützlichen Einrichtungen der Vorfahren treu den Nachkommen überliefern zu können.

Bekannt sei daher Allen, welche die gegenwärtige Urkunde lesen werden, sowohl den heute als künftig Lebenden, daß, Wir Wladislaus von Gottes Gnaden Herzog von Oppeln-Ratibor, indem Wir auf das Entgegenkommen Unserer Stadt Ratibor bedacht sind und auf das Fortkommen aller derer, welche in derselben wohnen, sorgfältig hinzuwirken wünschen, damit, nachdem das Gebiet ihres Territoriums erweitert worden, sie ihre Grenzen erweitern können, ihnen, nämlich den Bewohnern des genannten Ratibors und ihren Nachkommen die Befugnis oder freie Erlaubnis gegeben haben, zu beiden Seiten der Ufer der Oder, sowohl stromauf- als abwärts, doch nur in Unseren Erbsitzungen frei Holz zu fällen und hinwegzuführen, sowohl auf Wagen als auch zu Wasser, soviel zu ihrer Nothdurft erforderlich ist, so jedoch, daß die am Ufer liegenden Wiesen durch das Fahren des Holzes zu Wasser keinen Schaden leiden; ausgenommen ist nur das Gehölz oder der Hau der Stadt, welcher gewöhnlich Paseka genannt wird.

Desgleichen haben Wir den obengenannten Einwohnern gewährt, daß alle Diejenigen, welche in dem, vor der oft genannten Stadt Ratibor gelegenen Dörfe Ackerstücke oder Vorwerke besitzen, Holz für ihre Bedürfnisse holen können nach der obenerwähnten Art. Diejenigen aber, die bloß Ackerstücke haben und in der Stadt nicht wohnen, sollen das Holz Unseres Laubwaldes (Neubrunnes) von den Hegemeistern kaufen, wie die übrigen Dorfbewohner es zu tun pflegen. Ebenso haben Wir ihnen zur täglichen Weide des Viehes ein Stück Landes gegeben, welches ist zwischen den Grenzsteinen von Studzienna, der Paseka und den Gärten der Stadt bis zur Oder zum freien und friedlichen Besitze. Und wiewohl auch nach gemeinem Rechte, welchem Wir nicht widersprechen, das Wasser vorzüglich zum gemeinschaftlichen Gebrauche, wie z. B. zum Fortschaffen des Holzes und dergleichen gewidmet ist, so setzen Wir dies jedoch ausdrücklich fest zur überflüssigen Vorsicht, weil Wir wollen und beabsichtigen, daß diese Unsere Schenkung weder durch Uns, noch durch irgend eine Uns folgende Person ungültig gemacht werde.

Zulezt fügen wir hinzu, daß, wenn durch irgend einen Zufall, was Gott verhüten möge, die Stadt durch Feuer verzehrt wird, die oft genannten Bürger in Unserem Hochwalde zu den Gebäuden Holz fällen können. Für diese Schenkung werden Sie verpflichtet sein, Uns alljährlich am Feste des hl. Martin Eine Mark Goldes oder 8 Mark reinen Silbers zu zahlen.

Damit nun diese wahrhaftige Urkunde nicht Neid oder Unwissenheit zu verdunkeln vermöge, oder damit in Zukunft kein Anstoß eines Hindernisses entgegenstehen könne, haben Wir angeordnet, daß gegenwärtiges Schriftstück darüber ausgefertigt werde und haben es mit der Bekräftigung Unseres Siegels versehen lassen. Übrigens halten Wir Unsere Barone, welche bei dieser Schenkung gegenwärtig waren, für erhaben über jeglichen Zweifel und glauben, daß sie selbst nach ihrer Tauglichkeit weder Ent-

arteten nachfolgen, noch selbst ausarten, sondern ihr Geschlecht und die Rechte ihres Standes aufrecht erhalten wollen, nämlich Richter Johann, Graf Grabea, Graf Raschitz, Sbroslaus Vischer, Graf Heinrich von Cerissow, Johann: Unterkämmerer, Janussius: Untermundschenk.

Gegeben zu Slawentitz durch die Hand Unseres Hofnotars Arnold im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1267."

Aus „Ratiborer Anzeiger“.

Das schlesische Goldländchen.

Zuckmantel = Ziegenhals = Freiwaldau.

Hier in dieser Gegend stießen im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die deutschen Kolonisationswellen des Bistumslandes und von Mähren zusammen. Der Bischof von Breslau hatte zuerst am Querberge die Goldquellen entdeckt und machte darauf 1224 Ansprüche beim Papst, da sie ihm der Markgraf von Mähren entrißen hatte. So wurde die Gegend lange Zeit ein Sankapfel zwischen beiden Fürsten. Hier also errichteten die ersten Flußsandgräber im Miserichtal aufwärts die primitiven Blockhütten, welche die Keimzelle bildeten zum späteren blühenden Gemeinwesen¹⁾. Aber der mährische Markgraf, einmal von der Goldgier erfaßt, dachte gar nicht daran, dem Bischof das entrißene Gebiet wiederzugeben. Erst 1281, nach langem Streit, übergab Herzog Nikolaus von Troppau das Edelsteiner Gebiet, wo sich der gefürchtete Raubritter Otto von Linau und seine Gebrüder niedergelassen hatten, dem Bischof von Breslau als einem Beschützer der Landstraße, wahrscheinlich aber auch infolge seines Ursprungsrechts, das nunmehrige Einlösung fand.

Hier hat man also von Mähren aus kolonisiert. Dies tat der mährische Markgraf und seine Helfershelfer und Teilsfürsten, wie Bischof Bruno von Olmütz, der Herzog von Troppau, und Vasallen und Truchessen mit in der Geschichte klangvollen Namen, wie Herbord von Söllstein, Wok von Rosenberg u. a. Zuckmantel also nannte man die neue Ansiedlung im schlesischen Bergwinkel, die sich zu einer „Burgvorstadt“ entwickelt hatte (suburbium). Der alte Gaugrenzwald schwand unter den Arthieben fleißiger Siedler.

Die Vögte der nahen Festung Ziegenhals, die gewissermaßen den Eckstein des Bistumlandes bildete, hatten, wie dies auch in der ältesten bischöflichen Urkunde deutlich ausgesprochen ist und Anlaß zur Stadtgründung überhaupt ward, die schwere Aufgabe erhalten, die Grenze gegen das benachbarte Mähren zu schützen. Hier hatten der Burghauptmann und seine bischöflichen Söldner fleißige Arbeit zu leisten. Oft genug war sicherlich des Bischofs Sorgenblick durch das Burgfenster von Neisse nach den fernen Berghöhen gerichtet, die sich im Süden

¹⁾ Das kann sogar schon eher gewesen sein wie 1224. Auch in der Stadt Freudenthal wird der Metallzehnt bereits 1213 erwähnt (decimam metallorum) — die erste bergmännische Angabe unserer Gegend! — Vergleiche auch die Ausführungen im Nachwort.

mauergleich aufstürzten, von wo aus des Edelsteiner Ritters Pferdehufe schonungslos die goldenen Saaten seiner Ansiedler, den Fleiß mühseliger Arbeit zertraten. Bis an das Waldland der Bischofskoppe dehnten die deutschen Kolonisten ihren Herrschaftsbereich aus. Die Vögte von Ziegenhals hatten berechtigten Anspruch darauf, nur konnten sie das Anrecht auf das Waldland für die Zeitdauer nicht behaupten. Hier hatten sie auf der Bischofskoppe über einen steilen Felsgrat am Nordabhange die Burg Freudenstatt angelegt, an deren Fuße sich die längst verschwundenen Ortschaften Lichtenberg und Freudenthal (nicht zu verwechseln mit der benachbarten Stadt in Mähren), „unter den Bergen gegenüber von Zuckmantel“ gelegen (sub montibus contra Zuckmantel), ausdehnten. 1268 gehörte auch Arnoldsdorf den Vögten von Ziegenhals und deren Gerichtsprengel und zahlte ihnen den dritten Teil der Gerichtsgefälle, den sogenannten „3. Pfennig“. Doch schon um 1300 gehörte es nebst Hermannstadt zum Schloß Edelstein, also dem Troppauer Lande und Mähren.

Um 1300 ist also das Zuckmantler Gebiet mit Edelstein zum zweiten Male dem Breslauer Bischof entrisen worden, nachdem er es kurze Zeit, nämlich von 1281 an, besessen hatte. Damals kann auch die sagenumwobene Burg auf der Bischofskoppe, welche stets zum Ziegenhaller Weichbilde gerechnet worden ist, zerstört worden sein. Durch die Eroberung des Gebietes hat sie ihre Bedeutung verloren. Um noch Arnoldsdorf zu bedrohen, mußte erst die Freudenstattfeste in Trümmer liegen.

Alter Burgenzauber spinnt seine romantischen Netze um diese Gegend. Die trutzigen Festen ragten wie gigantische Wachttürme weit in die Neißeer Gegend hinein. Die Edelsteiner waren als Schnapphähne der Landschaft gefürchtet, welche so manches Kaufmannsgut dem Neißeer Bürger raubten, mochten diese auch noch so gut im Schutze von Reissigen des Weges ziehen. Neiße war im Mittelalter bekanntlich durch seinen Weinhandel ausgezeichnet und hatte einen besonderen Weinmarkt am Agnetentage (24. Januar). Recht wechselvoll war der geschichtliche Gang des Edelsteiner Hauses, das so oft in fremde Hände überging und im Pfandbesitz so mancher Herren ruhte, um das sich der Troppauer Herzog und Breslauer Bischof seit jeher stritten, bis es 1474 endgültig an den letzteren kam, nachdem bereits 1467 die Burg Edelstein zerstört worden war. Kaum durch Gewalt, sondern durch List und Verrat — wie es uns in glaubhafter Weise mehrere Zeitgenossen berichten, Eichenloer und Pol, die Chronisten Schlesiens —, „ohne Sturm und Schwertschlag“, ward die Edelsteiner Burg, die Jan von Zierotin als Verweser inne hatte, dem Bischof in die Hände gespielt. Die alte Sage geht nicht viel an der Wahrheit vorbei, wenn sie es so darstellt, daß der Edelsteiner wieder einmal Kaufmannsgut geraubt hatte, Säffer mit herrlichem Wein, dem die Neißeer aber einen Schlafrunk beigemischt hatten, so daß am 13. Juli 1467 die über-rumpelten Wachen es sich nicht erklären konnten, als plötzlich die „Bischofsmützen“ des Bischofs Jodokus von Rosenberg auf dem Walle erschienen. Duster schweigend schauen die Mauerreste der sagenum-

klungenen Burgen in verschwiegenem Walddunkel der Berghöhen, mit moosbedeckten Trümmern heute in die Ebene und erinnern uns an das Dichterwort mit ihrer Vergänglichkeitsmahnung:

„Eine graue Burgruine
Steht im Abendsonnenglanz
Efeu schlingt, der immergrüne,
Um die Trümmer seinen Kranz . . .“

In Zuckmantel war nicht allein eine lebhaftere Bergbautätigkeit, von dem die Ausstrahlungen in die Umgegend — 3. B. Ober- und Niedergrund — gingen. 1263 zahlten auch die Ziegenhalser als Zins für eine Hufe zwei Denarn Gold und für den Bauplatz einen Obulos Gold. 1339 werden auch wieder die Goldgruben bei Zuckmantel (aurifodinis) erwähnt. Sehr interessant ist 3. B. auch das Walenbüchlein des Antonius de Medici aus Florenz von 1430, welches über unsere Gegend — 3. B. den Spitzenstein bei Saubsdorf und seine Funde — Aufschluß gibt. Besonders knüpft sich der Name reger Bergbauaufsorge an den Bischof Thurzo, einen Ungarn von Geburt (1506 bis 1520), der auch rege in Ziegenhals graben ließ, und seinen Nachfolger, den Bischof Balthasar von Promnitz in der Mitte des Jahrhunderts¹⁾. Bischof Martin Gerstmann (1574 bis 1585) übernahm auch die von den Suggern gepachteten Bergwerke der Bergstadt Freivaldau. 1583 kaufte er das Gut Saubsdorf mit dem Bergwerk (cum fodinis). Die Namen Goldloch und Goldgraben sprechen für die einstigen Bergwerke, ebenso die Goldkoppe bei Freivaldau. Der Weg, der dahin führt, heißt Goldweg, das kleine daraus fließende Wasser Goldwasser. Unter Andreas von Jerin (1585 bis 1596) wurde nicht nur auf der Goldkoppe, sondern auch auf dem Urlichberge und der Überfchar nach Gold gegraben.

Gerade in dem Ortsnamen haben die Zuckmantler ebenso wie die benachbarten Ziegenhalser einen deutlichen Fingerzeig für die Frage ihrer Herkunft und das beste und schönste Erinnerungsdenkmal an ihre ehemalige Bergheimat in Franken. Kundige Forscher haben ja längst erkannt, daß gerade der Dialekt im Freivaldauer Gebiet dem fränkischen durchaus sehr ähnlich ist. Und auch die alte Vatersage ist genau so wie weit westwärts draußen im Reich, vom Hackelberg, dem wilden Jäger, vom großen, gerüsteten, obersten Germanengott mit seinem Sturm-mantel, der brausend durch die Lüfte fährt. Schon 1480 erscheint der Querberg als Hackelberg . . . Frankenland in Schlesien! . . .

Anders sind die Zeiten geworden! Nicht mehr wandert der schmucke Bergknappe in seiner kleidsamen Sonntagstracht durch die Gassen des Kleinstädtchens, das sich einmal voll Stolz auf seine unterirdischen Schätze im Mittelalter — seit dem 15. Jahrhundert bis Anfang des 19. Jahr-

¹⁾ Dieser ließ zur Beförderung der Kluftwasser des Querberges einen langen Stollen (Abzugsthal) graben, der bei seinem Mundloch in der Nähe von Ziegenhals eine Mühle trieb.

hundreds — den wohlklingenden Bergwerksnamen „Edelstadt“ beilegte. Die fleißigen Goldsucher der alten Zeit sind verschwunden. Aber die braven Zuckmantler bergen alle noch ein Stück gutes Gold in ihrem Herzen: den kostbaren Edelstein ihres deutschen Volkstums. Ja, wenn wir nur mit Chidher, dem ewig-jungen persischen Sagenhelden, welcher an der Unsterblichkeitsquelle getrunken, den Wechsel und Wandel der Dinge immer nach 500 Jahren wieder sehen könnten!

* * *

(Nachwort des Herausgebers Friedrich Kaminsky.)

Mit zu den interessantesten Episoden der oberschleisischen Geschichte gehört der Verlauf der deutschen Besiedlung im Meißner Bistumlande und die damit verbundene Ortsnamengebung, besonders bei Zuckmantel und Ziegenhals.

Paul Kutzer leitet so wie Dr. Alfred Meiche in den „Deutschen Geschichtsblättern“, 11. Jahrgang, 1910, den Namen Zuckmantel von zwei (zuck) und mandal (mantel) ab, wobei dieses eine eingeschlechtige Kiefer bedeutet. Nach Meiche, der nach allen Regeln der Naturkunde, Volkskunde, Geschichte und Sprachforschung den Beweis dafür antritt, muß man sich die Entstehung des Ortsnamens so denken, daß die aus Süddeutschland kommenden Kolonisten beim Austritt aus den mährisch-schleisischen Gebirgen besonders charakteristische Örtlichkeiten sich durch Zeichen gegenseitig kenntlich machten. Solche Zeichen waren entweder eingeschlechtige gegabelte Nadelbäume selbst, oder aber es waren in die Rinde solcher Bäume eingegrabene Zeichen. Meiche nennt auf Grund vieler analoger Fälle in den anderen böhmischen Randgebirgen (Erzgebirge, Böhmer und Bayerscher Wald) viele solche Wegweiser oder, wie er sie richtig nennt, „Rangierpunkte“ der Siedlungsbewegung im dreizehnten Jahrhundert. Von diesen Wegzeichen erhielt die sich dort später entwickelnde Ortschaft ihren Namen. Dieser Fall wird uns auch noch viel interessanter, wenn wir, wie gerade erst in diesem Jahre Dr. Josef Pfißner aus Zuckmantel (zurzeit in Prag) nachweist, erfahren, daß unser Ort von vornherein eine Bergmannsiedlung gewesen sein muß. Ein Blick auf die topographische Anlage von Zuckmantel beweist aber, daß es nicht in der sonst üblichen Form der städtischen Siedlung angelegt wurde; es fehlt nämlich als Ortsmittelpunkt der Ring oder Marktplatz; es liegt also eine der bergmännischen Siedlung ursprüngliche Anlage vor.

Bringt man nun den Brauch bzw. die Meichesche Hypothese der Wegzeichen-Ortsbenennung mit dem bergmännischen Charakter der Siedlung in Verbindung, so wird man sofort an den Brauch der mittelalterlichen Goldsucher erinnert, welche durch die Mittel einer Geheimsprache oder zunftmäßigen Verständigung sich auf den richtigen Weg zu den unterirdischen Schätzen brachten. In Zuckmantel wurde ja damals Gold gefunden. Es ist ferner eigentümlich, daß auch in der Nähe von Stuhlseifen (Kreis Habelschwerdt), wo der Ortsname „Seifen“ auf frühere Gold-

gräberei hindeutet¹⁾), wiederum sich eine „Mandelsichte“ (Bergnamen) befindet, also nach Meichesescher Hypothese wieder ein Paßübergang (nämlich der von Lichtenwalde nach Kronstadt in Böhmen) und ein „Rangierpunkt“, nämlich zum Neißetal in der Richtung auf Langenau.

Im Anschluß an diesen Gedankengang sei überhaupt auf die mit dem bergmännischen Siedlungsweisen zusammenhängende Ortsnamengebung hingewiesen. Zuckmantel hat erst in zweiter Linie, also später den Namen „Edelstadt“ geführt. Als das Gold weniger ausgiebig vorkam, geriet dieser Name in Vergessenheit, und der Name Zuckmantel kam wieder in Gebrauch. Jetzt aber hatte man die Sinnbedeutung des Namens vergessen, und so bildeten sich die vielen Ortsagen von der Bedeutung des Namens „Zuckmantel“, deren erste Fassung schon in Barthel Steins Beschreibung von Breslau im sechzehnten Jahrhundert vorkommt²⁾).

Andere schlesische Orte, wo ebenfalls Bergbau, und zwar auf Gold getrieben wurde, waren: Ziegenhals, Neustädtel, Reichenstein usw. Ziegenhals hieß in der mittelalterlichen Bergmannssprache: Goldeneckstein, Neustädtel: Goldentraum. Hier begegnen wir wieder demselben Prinzip der Bergleute, ihre Wissenschaft in eine dem Laien ungewohnte Namengebung umzukleiden, eine Art Geheimwissen zu vererben, die aber nach und nach immer mehr profaniert wurde, bis sie schließlich Allgemeingut war. Bei Reichenstein ist es dann Allgemeingut, nämlich Ortsname geblieben. Ursprünglich wird wohl der Name der Siedlung ganz anders geheißen haben.

Was nun die Häufigkeit des Goldvorkommens in früherer Zeit in den schlesischen Gebirgen anlangt, so glaube ich in die Zuverlässigkeit vieler Nachrichten von großen Goldfunden in früherer Zeit, wo jetzt nicht die Spur davon vorhanden ist, große Zweifel setzen zu dürfen. Wir befinden uns in einer Zeitepoche, wo der Goldhunger ein sehr großer Faktor war. Mit der Entdeckung der großen Seewege vollzog sich aber eine Umstellung der Goldgewinnung. Das neuentdeckte Amerika lieferte plötzlich viel größere Quantitäten Goldes als die kargen „Seifen“ der böhmischen Randgebirge, wo man keinem Bergmann mehr „goldene Berge“ versprechen konnte, die vielleicht gleichbedeutend waren mit den noch heute sprichwörtlichen „böhmischen Bergen“. Der heimische Goldbergbau war also, weil viel ausländisches Gold auf den Weltmarkt

¹⁾ Der Ortsnamen „Verlorenwasser“ in der Nähe erklärt sich dann so, daß das Wasser, das sonst Goldstaub mitführte, im Laufe der Zeit an Ausbeute „verloren“ hat.

²⁾ Auch die Erforschung des Namens Ziegenhals macht viel Schwierigkeiten. Ziegenhals von der Form des Holzberges, welcher die Form eines Ziegenrückens zeigen soll, herzuleiten, scheint mir nicht genügend motiviert. Auch nicht durch den Hinweis darauf, daß es anderwärts viele Berg- und Kammenamen gibt, die Hunds-, Ziegenrücken oder so ähnlich lauten. Da sind es eben Berg- und keine Ortsnamen. Professor Dr. Knötel leitet Ziegenhals von „ciegualce“ (Die Verdrängten) ab, eine Annahme, die wieder von den Ortskundigen abgelehnt wird. Auffallend ist aber, daß Pfarrer Dr. Joh. Langer aus Arnoldsdorf, der im Rübezahl-Bande 1868 über „Alte Denkmäler der Stadt Ziegenhals“ schreibt, erzählt, an Stelle der Pfarrkirche in Ziegenhals hätte ehemals eine heidnische Opferstätte gestanden. Dies setzt aber eine Ortschaft vor der deutschen Besiedlung voraus. Allerdings gibt dieser Gewährsmann außer der Tradition keine Quelle an.

kam, völlig unrentabel geworden, und so versiegte er ganz. Der gemeine Mann, der keinen Einblick in die Weltwirtschaft besaß, weil ihm die heutigen Hilfsmittel der Aufklärung und Volksbildung fehlten, war nur zu leicht geneigt, das „Verschwinden“ des Bergbaues mit übernatürlichen Vorgängen in Verbindung zu bringen, mit Hexenkünsten und Zauberwesen. Es gibt auch kaum ein Gebiet Schlesiens, wo der Hexenwahn eine so arge Rolle spielte als in dem zum schlesischen Gebirge gehörigen Neisser Bistumslande.

Paul K u h e r (mit einem Nachwort von Friedr. K a m i n s k y).
Sundort: Volk u. Heimat 1. Jhg. Nr. 13/14. (Verlag Volk u. Heimat Hindenburg).

Vom Weinbau in Schlesien.

Na Oostland willen wi rjden.

Ja willekom moeten wi wesen,
seer willekom moeten wi sin,
daar sullen wie aben und morgen
und hier ook so veel ons belieft,
— frisch over die heiden —
noch drinken den koelen win.
Wi drinken den win uit schalen
daar is het so fröhlik te leven
— frisch over die heiden —
daar woht min soöte lief.

(Altes Siedlungslieb.)

I.

Als im 13. Jahrhundert von Westen her deutsche Kolonisten in das noch unwirtliche Piasienland an der Oder gekommen waren und mit eiserner Zähigkeit den dichten Urwald geordnet, weite Sumpfstrecken entwässert und die Einöde besiedelt hatten, gingen sie — wohl in Erinnerung an die frühere Heimat — daran, in Gegenden, deren Klima- und Bodenverhältnisse ihnen besonders geeignet erschienen, auch die Weinrebe anzupflanzen. So werden schon Anfang des 13. Jahrhunderts in Schlesien Weinberge und Weingärten urkundlich erwähnt.

II.

Selbst in dem klimatisch rauheren Oberschlesien war der Weinbau eingeführt worden. Die Bezeichnungen Winau, Vorort von Oppeln, und Winarn, Weingasse bei Ober-Glogau, der Weinberg bei Dollna, die Trauben in den Stadtwappen von Ober-Glogau und Groß-Strehlitz und die Rebe im Gemeindefiegel von Dollna erinnern noch heute daran, daß damals auch im südöstlichen Schlesien Wein gekeltert wurde. Bezüglich des früheren Weinbaues in der Ober-Glogauer Gegend schreibt der Chronist der Stadt, Dr. Heinrich Schnurpfeil¹⁾.

„Für die Annahme, daß man schon in den ältesten Zeiten in Ober-Glogau Wein gekeltert, spricht der Umstand, daß wir schon 1312 im Stadt-

¹⁾ Geschichte und Beschreibung der Stadt Ober-Glogau. 1860. St. 12 cf.

siegel drei Weinmesser finden, daß das Stadtwappen drei Weintrauben und drei Weinmesser enthält und daß die Benennung mehrerer Orte und Ortschaften in unmittelbarer Nähe der Stadt darauf hindeutet. So heißt das mit der Schloßvorstadt zusammenhängende Dorf Weingasse (Winarn)¹⁾ wo wahrscheinlich zu jener Zeit nur Winzer ansässig waren, während in dem an der entgegengesetzten Seite der Stadt liegenden Dorfe Hinterdorf (Oracze) nur Ackerbauer gewohnt haben mögen, was hier noch gegenwärtig der Fall ist. An der Westseite der Weingasse im Tale liegt die Weitmühle und in der Nähe derselben laufen die Weindämme hin, welche die Weinteiche, die jetzt in Ackerland umgewandelt sind, einschlossen, der hiesige gräßlich von oppersdorfsche Park wird gemeinhin der Weingarten genannt, und in dem benachbarten Deutsch-Müllmen wird eine bedeutende, gleich hinter dem Pfarrgebäude daselbst auf einer sanften Hügellehne liegende Fläche Ackerland noch heute Winnica, d. h. Weinberg genannt.“ — Weiter wird erwähnt: „das ausschließliche Recht der freien Wein- und Bierausfuhr der Stadt ging später an das Dominium verloren. Im 16. Jahrhundert trat das Dominium der Stadtkommune das Recht der freien Wein- und Bierausfuhr wieder ab²⁾).

Kurt Dieth Gefürzt aus: Volk und Heimat. Sr. Kaminsky, Hindenburg 1925.

Die Reisser Zehntföhde zwischen Bischof Thomas II. und Herzog Heinrich IV.

Man schrieb den 10. August im Jahre des Heils 1282.

Auf der strata publica, die von Reisse über Neunz, Oppersdorf, Emdewiese gens Land der Mähren führt, zieht ein stattlicher Troß südwärts. Ritter und gewappnet Ingesinde, den Schild am linken Unterarm, den festen Eschenspeer handlich zur Rechten, traben sichernd vorneweg. Dunkel und schreckhaft genug windet sich die Straße in tiefer Talsfurche durch den geheimnisvoll brausenden Bannwald, und man kann nicht wissen, was sich in seinem Schatten birgt. Neben dem bartlosen Gesicht des deutschen Edelings schauen öfter noch Auge und Antlitz von unverkennbar slavischem Typ unter dem hochgeschlagenen Helmsturz hervor. Alle die Reiter aber tragen über Kettenhemd und Ringelpanzer die Farben ihres Herrn — des Bischofs Thomas II. von Breslau.

Hinter 2 Baronen, über deren Helmszier auf schlanken Lanzenschäften das päpstl. und bischöfl. Wappen im Winde rauscht, traben auf reichgeschmückten Zeltern zwei hohe geistliche Würdenträger. Der zur Rechten ist Philipp, Bischof von Fermo, päpstlicher Legat für Ungarn und Polen; der andere aber Thomas II., der bischöfliche Gebieter des Ottmachau-Reisser Landes. Kleriker welscher, deutscher und polnischer Zunge samt Dienerschaft folgen in angemessener Entfernung, und ein starker Trupp Gewaffneter schließt den Zug.

Am Eingange des hochgelegenen Oppersdorf wendet sich Bischof Thomas im Sattel. Mit frohem Stolz schweift sein Auge über das

¹⁾ von wino = Wein hergeleitet.

²⁾ Schnurpeil, 1860

Neiſſetal bis hin zum ragenden Turm der fernen Burg Ottmachau. Aus den grünen Wogen der unermeßlichen Waldwildnis ſchimmern wie helle Inſeln die neugerodeten Gemarkungen ſeiner Dörfer Ritterswalde, Kaundorf, Wiſchke, Riemertsheide, Mansdorf, Prockendorf und Tſcheſchdorf. Fleißige Hände ſind überall dabei, den letzten goldenen Ernteſegen zu bergen. Ein friedvolles, zukunſtverheißenendes Bild. Und doch wirft es zur Freude auch bange Sorge in das Herz des Kirchenfürſten. Eben um dieſe neuerblühten Dorſſchaften und ihre reichen Zinſen und Erträge tobt ſchon ſeit langen Jahrzehnten ein erbitterter Kampf mit den ſchleiſiſchen Herzögen. Dieſe behaupten, daß nach uraltem Herkommen ihnen allein das Recht zuſtehe, die heiligen Grenzhage zu ſchlagen, und wenn es nun die Biſchöfe in keckem Zugreifen gewagt haben, die Wildnis in fruchttragende Gefilde zu wandeln, ſo müßten doch folgerichtig alle die Siedlungen auf ehemaligem Preſekagrund Herzogsgut ſein und bleiben. So hat auch das allein zuſtändige Baronengericht längſt entſchieden. Demgegenüber führen die Träger des Krummſtabes ins Feld, daß ſie ſeit undenklichen Zeiten nicht nur im unbeſtrittenen Beſiße des Ottmachauer Patrimoniums, ſondern auch des Neiſſer Landes geweſen ſeien, und daß darum ihr Recht auf die Neubruchdörfer hinreichend erwieſen ſei. Da aber tatſächlich die Landesfürſten nie aufgehört hatten, ein gewiſſes Oberauſſichtsrecht im Neiſſer Gebiet auszuüben, mußten aus ſolch ungeklärtem Verhältniſſe mit dem Zwange der Nothwendigkeit Streit und Fehde entſtehen. Schwere Gewalttat hatte ſeinerzeit Herzog Boleslaus gegen Thomas I. verübt, und dieſer hatte nicht geſögert, mit Bann und Interdikt zu antworten. Die alten Gegner waren längſt ins Grab geſunken, aber ihre Nachfolger hatten den unſeligen Streit geerbt; ſchlimmer als je waren ſeine Flammen eben wieder aufgeſuckt. Nun aber ſchien das Ende des unerquicklichen Zwiftes nahe zu ſein. Am 8. 1. 1282 hatte Herzog Heinrich IV. unter Berührung der Evangelien gelobt, daß er ſich in ſeinem Kampfe mit der Breslauer Kirche dem Schiedsſpruche des päpſtlichen Legaten bei einer Strafe von 5000 Mark Silber fügen wolle. Heute aber ſollte in Lindewieſe die erſtrebte Einigung erfolgen.

Kaſt im gleichen Augenblicke als die Kirchenfürſten in den Dorffrieden des alten Lipowa einritten, nahte ſich auch von der Gegenseite ſchon der jugendliche Herzog mit ſeinem glänzenden Gefolge edler Herren und Ritter. In das fröhliche „Heilio“, mit dem die deutſchen Bauern Landesherrn und Biſchof grüßten, miſchte ſich das „Niech zyje“ der ſlawiſchen Dorſſaſſen; denn Franke und Kmete ſaßen hier einträglich nebeneinander auf ihren Hofereiten. Im Garten eines gewiſſen Donzlaus ſetzten ſich die Herren mit Kanzlern und Schreibern zum Rate nieder, derweilen draußen auf dem Anger des Herzogs und Biſchofs Leute einander nicht eben mit allzu freundlichen Blicken muſterten. Doch war es ſchier, als ſtimmte der blaue Sommertag die Herzen milder und verſöhnlicher; denn ſchneller, als man zu hoffen gewagt, nahm Herzog Heinrich den nicht ganz unparteiſchen Spruch des welfchen Legaten an. Er geſtand zu, daß alle Beſitzungen und Untertanen des Biſtums von allen landesherrlichen Laſten, Steuern und Dienſten frei ſein ſollten. In fünf Fällen

nur blieb die Verpflichtung zu einer Beisteuer bestehen, nämlich, wenn der Herzog oder eins seiner Kinder heiraten sollte; wenn er eine strategisch wichtige Stadt oder Burg ankaufen mußte; wenn seine Söhne mit dem Ritterschwert umgürtet würden, wenn er selbst aus der Gefangenschaft losgekauft werden mußte, und wenn ein feindlich Heer in Schlesien einbräche. Innerhalb drei Monaten nach diesem Entscheid will Heinrich alles, was er der Kirche vorenthalten oder genommen, zurückgeben und zum Ersatz des Schadens und aller Schulden seines Vaters und Oheims 2500 Mark zahlen. Nichterfüllung dieser Zusagen soll mit weiteren 100 Mark Goldes gebüßt werden. Froh des errungenen Erfolges, trennt sich Bischof Thomas von dem gnädig gelaunten Herzog. —

Zwei Jahre verstrichen in geduldigem Warten, ohne daß Herzog Heinrich seine Worte in Taten umsetzte. Da ließ Bischof Thomas am 12. 3. 1284 als eine nicht mißzuverstehende Mahnung im Thore des Breslauer Domes den Vertrag von Lindewiese in Gegenwart zahlreicher Kleriker vorlesen und erklären. Die Antwort kam schnell. In der folgenden Nacht drang auf Befehl des Herzogs ein gewisser Zbiluchelz mit einer Schar Trabanten gewaltsam in die Kurie des treu zum Bischof stehenden Scholastikus Johannes ein, um diesen zu töten. Johannes, rechtzeitig gewarnt, entkam in eine Kirche. Die Rotte begnügte sich darauf, sechs Pferde und vielerlei Sachen zu rauben. Auf die Nachricht von der Gewalttat hielt sich Bischof Thomas II. nicht mehr sicher in Breslau und flüchtete eilig nach seinem festen Schloß Ottmachau. Von hier aus forderte er den wortbrüchigen Herzog unter Androhung kirchlicher Strafen zur schleunigen Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen und zur Zahlung der längst verwirkten Bußgelder auf. Heinrich erklärt daraufhin mit dünnen Worten, er sei niemandem etwas schuldig, kümmere sich nicht um den Spruch des Legaten und würde in dieser Sache nunmehr an den Papst appellieren. Bischof Thomas verhängt darauf den großen Kirchenbann über den Widerspenstigen und ermahnt Kapitel, Klerus und Laien, jedweden Verkehr mit dem Exkommunizierten zu meiden, um nicht gleicher Strafe zu verfallen. Mit der Vertretung seiner Interessen in Rom beauftragte er den Archidiakon von Lencicz, Johann Muskata, während für den Herzog ein Magister Ludwig nicht ohne Vor Spiegelung falscher Würden seine Zustimmung gewissermaßen erschlischen hatte, hielt er sich an jene Abmachungen nicht mehr gebunden und legte auch rechtzeitig feierliche Verwahrung gegen den Schiedsspruch ein. Zudem führt er an, daß er bei Abschluß des Kompromisses noch nicht ganz volljährig gewesen wäre und mehr der Leichtfertigkeit seiner Jugend als klugem Rat gefolgt sei.

Ohne den Erfolg seiner Vorstellungen beim päpstlichen Stuhle abzuwarten, ging er nun kurz entschlossen ans Werk, seine landesherrliche Machtstellung im Neisser Gebiet wieder aufzurichten. Die strittigen Dörfer besetzte er mit seinem Kriegsvolk, sperrte den bischöflich gesinnten Geistlichen den Zehnt und trieb mit rücksichtsloser Strenge die Zinsen und Gefälle für sich ein. Als er zur Eroberung eines Ritterschlosses einen Heerzug in das Land Glaz (Glatz) unternahm, forderte er von jedem

bischöflichen Untertan im Ottmachauer Bezirk 5 Mark Beisteuer, von jedem Scholzen 5—10 Mark, von jedem nach deutschem Recht sitzenden Bauern $\frac{1}{2}$ Mark pro Hube und von jedem Polen eine Kuh im Werte von $\frac{1}{2}$ Mark. Weigerten sich des Bischofs Leute, solch neue, starke Auflagen zu zahlen, so ließ er die ganze Gemeindeherde mit Beschlag belegen und Widerstrebende von Haus und Hof vertreiben. Bischof Thomas mußte machtlos diesem Treiben zusehen. Er sah wie ein Gefangener auf seiner Burg Ottmachau und wagte es kaum, ihr Tor zu durchschreiten. Mit schwerer Enttäuschung mußte er erleben, daß viele Geistliche, Klosterbrüder und Laien den Bann nicht respektierten, sondern ohne Scheu mit dem Herzog Verkehr hielten, ja ihm sogar die Messe lasen. Damit war seine letzte und beste Waffe stumpf geworden. Trotzdem wich er nicht einen Zoll vor dem triumphierenden Gegner zurück.

Am 3. Juli 1284 entsendet er die Äbte Lambert von Camenz, Tylemann von Naumburg und den Meister des Kreuzstiftes in Reisse zum Herzog, um die Rückgabe der 65 besetzten Ortschaften und die Auslieferung ihrer Zinsen und Zehnten zu fordern. Als Namen dieser heißumstrittenen Presekadörfer werden genannt:

Rucherswalde (Ritterswalde), villa Wlochmari (Volkmannsdorf), Viscov (Wischke), Cubici (Kaundorf), Jasenicza (Nieder-Hermsdorf), Czbanse (viell. Mansdorf), Belici (Bielitz), Malerovici (Mahlendorf), Budissowici (Bauschwitz), Drogussow (untergegangen), Prosenici (Wüstung Prussinowicz bei Prockendorf), Rinarcici (Rennersdorf), Jaghel-niza (Jäglitz), Wandzja (Prockendorf), Stinavia (Steinsdorf), Grisow (Greisau), Lipowa (Lindewiese), Operti villa (Oppersdorf), duo Came-nica (Deutsch-Kamitz und Dürr-Kamitz), duo Waldow (Altewalde und Neuwalde), Ludvici villa (Ludwigsdorf), Bela (Bielau), Hen-da (Heidau), Prilanth (Preiland), Lanchki (Lentsch), Luthie (Markersdorf), Hlow (Eilau), duo Swatow (Deutsch- und Polnischwette), Milanovici (Winsdorf), Longa villa (Langendorf), villa Niclai (Niklasdorf), villa Ditmari (Dittmannsdorf), Walterovici (Walddörfel bei Ziegenhals), Geraltici (Giersdorf), Kunzendorph (Dürr-Kunzendorf), Sconossow (Kohlsdorf), Vriwald (Freiwaldau), Thomasdorf, Adolcovici (Adels-dorf), Supicovici (Saubsdorf), Burgravici (Borkendorf), villa Tunati (Groß-Kunzendorf), Byssephwalde (Bischofswalde), Grunow (Grunau), Morow (Mohrau), Copirnik (Köppernig), Tanberk, Lossoma (untergegangen), villa Bernhardi (Barzdorf), Craas magnum (Groß-Krosse), Craas advocati (Voigtskrosse), Craas hugonis (Haugsdorf), Craas Hen-zonis (Schubertskrosse), Cobila* (Jungferndorf), Thomicovici (Doms-dorf), Petrovici (Petersdorf), Wsdarch (untergegangen), Schicovici (Seh-dorf), Reihwasser, Glinna (untergegangen), Popaline (Wildschütz) und Henrici villa (Heinersdorf). Ferner sollen des Bischofs Gesandten darauf dringen, daß der Herzog die auf Kirchengrund erbaute Burg Altewalde schleife, das den Untertanen geraubte Geld (rund 3000 Mark Silber) zurückerstatte, die Sperrung der Pfarrzehnten aufhebe und alles den Dörfern entfremdete Vieh zurückgebe.

Heinrich antwortete darauf nur mit dem Hinweis, daß diese Dörfer vor Gott und dem Menschen ihm gehören und daß er auf seinem Gebiet machen könne, was er wolle. Der Bischof aber störe ihn ständig bei Ausübung seiner herzoglichen Rechte und weigere sich auch, vor dem zuständigen Baronengericht zu erscheinen. Immer schärfer rückt er darum dem bedrängten Thomas zu Leibe. Bereits am 29. Juli 1284 klagt dieser, die Herzoglichen hätten die Befestigung von Ottmachau und den Plankenzaun seiner Stadt Neisse zerstört und wären nun im Begriff, die Burg Edelstein bei Zuckmantel, auf die sie nicht den kleinsten Rechtstitel hätten, zu belagern. Derweilen hielt Herzog Heinrich vier Tage lang ein glänzendes Turnier in Neisse, bei dem die Herzöge von Oppeln, Glogau und Troppau samt vielen Herren und Rittern zugegen waren. Die Kosten mußte das Land aufbringen, die Hafervorräte eines bischöflichen Vorwerkes bei der Stadt lieferten billiges Futter für die Streitmasse und vielen Pferde. Mitten in seiner Festfreude störte den Herzog der bischöfliche Kanzler Peter mit der formellen Erklärung, Thomas II. werde sich nie einem Laiengerichte zur Verantwortung stellen. Da übermannt den Heißblütigen der Jähzorn. Er packt den Gesandten, wirft ihn zu Boden und zückt das Messer gegen den Wehrlosen. Die dazwischenspringenden Barone allein verhindern schwere Mordtat. Peter flüchtet in die Jakobkirche und wird dort von Bewaffneten bis zum Abend streng bewacht. Dann erst verwirkten ihm gute Freunde freien Abzug. Der tiefverletzte Kirchenfürst versäumte nicht, solch neue Gewalttat in Rom auszuspielen mit dem Erfolge, daß am 21. 10. 1284 Papst Martin IV. alle Bannsentenzen über Herzog Heinrich bestätigte und den Erzbischof Jakob Swinka von Gnesen, Abt Friedrich von Heinrichau und den Archidiakon Wladislaw zu Exekutoren ernannte. Am 6. 1. 1285 rufen diese eine Bischofssynode in Lencz zusammen, erneuern den Bann über Heinrich und verhängen ihn auch über die Konvente von St. Vincenz, St. Matthias und die Minoriten in Breslau, Neisse, Brieg und Schweidnitz, weil sie trotz aller Verwarnungen dem unbotmäßigen Herzog Vorschub und Hilfe leisten. Diese Verschärfung des Streites reizte nur den Gegner zu immer schlimmeren Gewalttaten. Cunzo, der herzogliche Kastellan auf dem festen Schloß Altwalde, ritt mit seinen Gewappneten durch die Dörfer und wurde nicht müde, den Bischöflichen allen erdenklichen Tort anzutun. Den Kanonikus Martin belagerte er so lange in der Carlwitzer Kirche, bis er sich mit 2 Mark Goldes löste; von Wyzlaus, dem Pfarrer von Rynacow (Reinschdorf) und den Geistlichen der Alt- und Neustadt Neisse erpreßte er je 12 Mark Silber; dem Magister Francko in Bielau raubte er Hausrat und Sachen, die dann bei den Juden verseht wurden. Den bischöflichen Zehnten im Dorfe Gambovar (?) im Werte von 180 Mark belegte er mit Beschlagnahme; in 18 Presekadörfern ließ er den Garbenzehnten ausdreschen und verkaufen; Pnawe (?), ein Gut des Domkustos, brandschakte er um 20 Mark, und in dem Vorwerke Macenowicz (Machwitz) ließ er 40 Pferde und 30 Stück Rindvieh als gute Beute mitgehen, um sie dann bei den Münsterberger Juden zu verpfänden.

Solch offenbare Ungerechtigkeiten erregten allmählich den Zorn der Bauernschaften. Der Unwille des Volkes scheint sich zunächst gegen die herzoglich gesinnten Minoriten entladen zu haben; denn am 12. 2. 1285 läßt Heinrich die Bürger von Neisse durch Glockenklang zusammenrufen und ihnen verkünden, niemand solle es wagen, die Minoriten zu beleidigen, vielmehr solle man gerade sie durch Almosen unterstützen und nur bei ihnen die Messe hören. Wer aber einen bischöflichen Geistlichen oder Diener in die Stadt lasse oder ihnen gar etwas verkaufe, der würde es mit Leib und Leben büßen. In Breslau verjagt er die Beguinen aus ihren Häusern, weil sie die Bannvorschriften beachten und quartiert seine Bogenschützen in die verlassenen Räume ein; Leute, welche den Gottesdienst der bischofstreuen Dominikaner besuchen, läßt er greifen und ihrer Kleider berauben. Während Bischof Thomas zur Weihe des hl. Oles in Oppeln weilt, bemächtigt sich Heinrich der Burg Ottmachau, indem er die schwache zurückgebliebene Besatzung durch Drohungen einschüchtert. Auch das feste Edelstein fällt in seine Hände. Der letzten Zuflucht beraubt, flüchtet Thomas nach Ratibor. Von dort aus erneuert er den Bann gegen Heinrich und belegt auch das ganze Gebiet von Ottmachau und Neisse mit dem Interdikt. Im August 1285 scheint der Herzog eine Einigung zu wünschen; denn er entsendet seinen Vertrauten, Ritter Hermann v. Ronberch, um Ausgleichsverhandlungen anzubahnen. Bereitwillig schickt Thomas II. als seine Unterhändler die Domherren Helmas und Petrus samt dem Prokurator Heinrich, Pfarrer von Widna (Weidenau) nach Breslau. Sie werden gut empfangen und freundlich angehört. Auf dem Rückwege aber stoßen sie in einem Tale auf eine große Schar Bewaffneter. Heinrich sinkt schwer verwundet zur Erde und wird der Diener, Pferde und Kleider beraubt; Helmas fällt unter den Schwertstreichen. Sein Leichnam wird noch mit Pfeilen gepickt und mit dem Schwerte durchbohrt. Der feigen Mordtat folgen weitere Gewaltakte des Herzogs. Die Breslauer Dominikaner werden aus ihrem Kloster vertrieben, die Burg Ottmachau wird dem Erdboden gleich gemacht, des Bischofs Wälder sinken unter der Art des zornigen Heinrich. Thomas ist fast seiner letzten Hilfsmittel beraubt, und doch bleibt er unbeugsam. Herzog Heinrich fühlte sich trotz aller Erfolge selbst nicht wohl in seiner Lage. Er bemüht sich aufs neue, ein Schiedsgericht zusammenzubringen, um eine endgültige Auseinandersetzung mit Thomas zu erzielen. Am 1. 4. 1287 tritt es in Oppeln zusammen. Wegen ziemlich nebensächlicher Fragen kommt es wiederum zu keiner Einigung. Da beschließt der schwer enttäuschte Herzog, dem standhaften Gegner einen vernichtenden Schlag beizubringen. Mit Heeresmacht fällt er in Oberschlesien ein und belagert Ratibor, das dem vertriebenen Kirchenfürsten Schutz und Zuflucht gewährt. Um der Bedrängnis der unschuldigen Stadt ein Ende zu machen, faßt Bischof Thomas den hochherzigen Entschluß, sich freiwillig seinem erbittertsten Feinde auszuliefern. Begleitet von den wenigen Klerikern, die ihm in Trübsal und Not treu geblieben sind, schreitet er besiegt, aber nicht gebrochen, in des Herzogs Lager. Der will seinen Augen nicht trauen — vergessen sind urplötzlich Zorn und Rachegefühl — mit Rührung und Ehrerbietung umarmt er unter dem Jubel des Heeres

seinen langjährigen Gegner wie einen guten Freund. Der persönlichen Aussöhnung folgte bald ein billiger Vertrag, der Thomas II. in alle seine tapfer verteidigten Rechte wieder einsetzte. War es eine Aufwallung angeborenen Edelmuten oder die düstere Ahnung nahenden Todes, die den stolzen Sinn Heinrichs so schnell änderten? Wir wissen es nicht. Gift warf ihn wenig später aufs Sterbelager, und das Testament vom 23. 6. 1290 beweist, daß ihm die Aussöhnung ernst war. Unter Verzicht auf alles, für das er jahrzehntelang gekämpft hatte, ersetzte er darin dem Bischof allen Schaden, den er oder seine Vorfahren verursacht haben und bewilligt der Kirche für alle ihre Besitzungen und besonders auch für das Neisser Land Freiheit von allen Diensten und Lasten des deutsch-polnischen Rechtes und in bezug auf die höhere Gerichtsbarkeit und das Münzwesen volle herzogliche Gewalt. Durch dieses große Kirchenprivilegium ging das umstrittene Neisser Gebiet endgültig in den alleinigen, rechtsgültigen Besitz der Bischöfe über.

Die 40 Jahre, in denen sich Bischof und Herzog um Zehnt und Landeshoheit raufen und befehden, waren sicherlich kein förderndes Moment für die wirtschaftliche Entwicklung der Neusiedlungen im Ottmachau-Neisser Lande. Kaum waren nach dem Tatarensturm 1241 die Dörfler aus Schutt und Asche wieder erstanden, setzte ja schon dieser neue, unselige Streit ein. Wenn sich auch die Plackereien des gewalttätigen Vogtes von Altwalde vornehmlich gegen die Geistlichen richteten, kamen sicherlich auch die Bauern nicht ungerupft hinweg. Die gelegentlichen urkundlichen Berichte über Viehräubereien und Geldschätzungen in Höhe von 3000 Mark Silber beweisen dies. Schlimmer aber war wohl, daß die gesetzlosen Zustände im Bistum Raubgesindel aller Art anlockten, im Trüben zu fischen. Droben am Hange des Querberges bei Zuckmantel dräute als Raubnest übelster Sorte das feste Schloß Edelsstein ins Land hinab. Der wilde Otto von Etnavia hauste dort oben mit seinem gleichgearteten Bruder. Dieses edle Paar unternahm zahlreiche Raubzüge in die bischöflichen Dörfer. Selbst das Weichbild von Neisse brandschatzten sie mit kecker Hand. Die Sage vom untergegangenen Preußendorf bei Riemertsheide weiß noch mancherlei zu berichten von Kampf und Fehde mit den Rittern von Edelsstein und Kaltenstein. 1281 erst wurde der Bischof Besitzer und Herr jenes Raubnestes. Auf ihrem „festen Hause“ in Hennersdorf saßen die Herren von Lagow und beunruhigten in gleicher Weise die umliegenden Bauernschaften. Als würdige Kumpane dieser Stegreifritter erwiesen sich späterhin noch die Gebrüder Wüsthube in Langendorf.

Wilde Zeiten erzeugen ein hartes und wildes Geschlecht, drum ist es kein Wunder, daß Gewalt, Roheit, Fehde und Totschlag auch in den Dörfern üppig ins Kraut schossen. Schon 1278 hatte Heinrich IV. strenge Verordnungen gegen die überhandnehmenden Ungerechtigkeiten erlassen müssen. Es heißt bezeichnender Weise darin: Tugend wandelt sich ungescheut in Schlechtigkeit, Diebstahl hält man für Kühnheit, Gewalttat rühmt sich Bravheit. Weitere Belege für die Verwilderung der Sitten bietet die „Tabula proscriptorum provinciae Nizensis“. Dies interessante

Dokument enthält Schöffennurteile aus den Jahren 1280—88 und führt 94 Schuldige aus Neisser Dörfern namentlich auf, die in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit 17 Totschläge, 22 Körperverletzungen, 12 Brandstiftungen und 8 Raubanfälle begangen haben. Zu dieser ständigen inneren Unsicherheit kam 1289 ein allgemeines Landesunglück. Nach den Annalen der Zisterzienser in Heinrichau brachen in diesem Jahre ruthenische Reiterhorden ins Neisser und Grottkauer Land ein, erschlugen eine Unzahl Menschen und schleppten sehr viel Einwohner in die Gefangenschaft fort. — Selbst der klar ausgesprochene letzte Wille des sterbenden Herzogs Heinrich vermochte dem schwergeprüften Bistum noch lange nicht den ersehnten Frieden zu bringen. Bolko I., der Vormund der hinterlassenen Kinder, erkannte das große Kirchenprivileg vom 23. 6. 1290 niemals an und verwüstete das Ottmachau-Neisser Land noch jahrelang mit Feuer und Schwert. Es wird daraus verständlich, daß die späteren Urkunden von so viel untergegangenen Dörfern und wüsten Siedlungen melden. Wenn bei so wenig Sonne und so viel Sturm und Wetterschlag die deutschen Neugründungen überhaupt angingen und sich zum Lichte durchdrangen, so ist dies ein stolzer Beweis dafür, mit welch ungebeugtem Mut und zähem Troß sich der fränkische Kolone seine neue Heimat im Neissegau erkämpft hat.

(Heimatblätter des Neissegaues.)

Vom Feste zu Neisse.

Das Grummet duftete über den Waldwiesen. Hoch oben in der milden Spätsommerluft beschrien die Schwalben einen Falken. Da ritt der junge Herzog Heinrich IV. von Breslau mit seinem Jagdgefolge der Bischofsstadt Neisse zu.

Der Herzog wies hinauf in den Streit im Blauen.

„Sag an!“ sprach er zu einem seiner Begleiter, einem älteren Ritter, „wer ist im Recht? der Falke oder die Schwalben?“

„Ich denke — die Schwalben!“ antwortete der Gefragte. „Der Falke ist ein Räuber!“

„Meinst du?“ rief der Herzog lachend. Dann fuhr er ernster fort: „Wer war Herr im Lande, als der Grenzwald noch stand? Der Falke! Die Schwalben kamen erst mit den Dörfern. Der Falke war der erste. Er bleibt der Herr!“

Der Ritter verstand jetzt, was sein Gebieter meinte. Der Herzog aber faßte die Zügel fester. Entschlossener Wille sprach aus seinem Antlitz, und von neuem erwachte in dem Fürsten, was ihn der Jagdtag hatte vergessen lassen.

Da lag das Gelände in Frieden und war doch die Ursache langen Kampfes! Da lag das Land, das jahrhundertlang den Grenzwald getragen hatte. Aber wo einst die Wildsau sich ins Dickicht wühlte, zog jetzt der Pflug. Wo sich sonst nur Nebel hoben, stieg der Rauch vom Herde. Zu mehr als sechzig neuen Dörfern hatte der alte Wald sein Holz gegeben.

Und diese Dörfer betrachtete der Herzog als sein, weil der Grenzwald allzeit unter den Herzögen gestanden hatte. Der Breslauer Bischof aber, Herr Thomas II., beanspruchte die neuen Siedelungen, weil ihrer viele an sein Neisser Kirchenland grenzten, und da er für das Kirchenland auch landesherrliche Rechte forderte, war zwischen ihm und dem Herzoge heftiger Streit entbrannt.

Schon hatte der Bischof seinen Gegner gebannt. Schon war der Herzog ins Neisser Land eingedrungen, und während Herrn Thomas die Mauern seiner Burg Ottmachau schützten, hielt sein Gegner zu Neisse Hof. Jetzt aber — es war 1284 — sollte ein großes Turnier zeigen, wie machtvoll Heinrich IV. von Breslau trotz aller Kämpfe noch dastehe, und Boten waren ausgezogen, um an Höfen, in Städten und Burgen nach Neisse zum Feste zu laden.

An dieses Fest dachte der Fürst, als er mit seinen Jagdgenossen das Grenzwaldgelände durchzog. Allmählich hoben sich seine Gedanken aus dem vorausgeschauten Glanze. Sie schlangen sich über die Höhen im Südwesten ins Böhmenland. Da sah der Herzog die glänzenden Turniere, die er in der Prager Burg bewundert hatte, als er — ein dreizehnjähriger, vaterloser Knabe — an den Hof König Ottokars, seines Vormundes und Verwandten, gekommen war. Danach sah er sich mit Ottokar auf dem Marchfelde vor Wien, wo des Böhmenkönigs und Kaiser Rudolfs eiserne Rittermassen im August 1278 in heißem Kampfe durcheinanderwogten und Ottokar Sieg und Leben verlor. Endlich kehrten des Herzogs Gedanken aus der Ferne zurück. Sie senkten sich zwischen die Kämme des grünen Glazer Landes, das Heinrich aus Ottokars Besitz zugefallen war, nachdem er mit dem Kaiser seinen Frieden gemacht hatte.

Von den stillen Linien der fernen Kämme glitt des Herzogs Blick auf eine nahe Waldlehne. In herrlicher Ruhe lag die Spätsommer Sonne in der dunklen Wipfelfläche, und ebenso ruhig breitete sie sich unten ins Wiesenland, in das vom Waldessaume her das blühende Heidekraut in breiten, roten Streifen floss. Und vor dem Herzoge verging in der Ruhe des Landes all die Unruhe seines Lebens. Eine Weise klang in ihm auf — eine Weise, zu der er selbst die Worte gefunden hatte, — ein Lied an die Sommer Sonne, die bunte Heide und den grünen Wald. Die Weise klang fort. Der junge Herzog vergaß Kaiser, König und Bischof und sann sein Lied und trachtete tadeln.

Ein paar Wochen waren seit der Jagd im Grenzwaldgelände vergangen. Die Herbstsonne spann Altweibersommer. Da gab's zu Neisse in Feld und Kammer ein fröhliches Rüsten.

Der Heroldsruf „Nun wappnet euch, ihr Ritter gut!“ drang durch die Gassen. Das Ringgeschlecht der Eisenhose, der geschmeidige Kettenpanzer wurden angetan, und wer es konnte, deckte das schlichte Eisenkleid mit kostbarem Waffenrock. Dann erklang Trompetenschall und Paukentönen: mit Schild und Lanze und das Schwert am Gurte zogen die Geharnischten auf schwerem Rosse hinaus zum Festplatz. Die Bürger folgten. Selbst wer es im Herzen mit dem Bischof hielt und dem Herzoge grollte, ließ seinen Groll daheim und ging zum Feste.

Draußen an den Schranken vor der Stadt grüßte froh das Volk, das von nah und fern zum Schauen gekommen war. Mit keckem Zuruf nahte wohl auch ein Gaukler, ein Narr oder was sonst von landfahrenden Leuten umherschwärmt, um im Treiben der festlichen Tage seinen Gewinn zu finden.

Die Ritter freilich fragten wenig nach der Menge. Sie zog vor allem das Gestrüß, der reichgeschmückte Platz der Ehrengäste, wo sich in den Reihen edler Frauen das Bunt der Gewänder, Goldsaum und Silberkranz zu frohem Farbenspiel vereinten. Dort ließ sich auch mit den Herzögen von Glogau, Oppeln und Troppau der Turnierherr nieder.

Das Fest begann mit einem Tjost, dem Reiterkampf zu zweien, das Ritterpaar auf Ritterpaar in die Schranken führte.

Scharf blickte Herzog Heinrich drein, als die schnaubenden Renner unter wehenden Seidendecken einander entgegenstapften. Kein Ritter entging ihm, der mit geschickter Lanze seinen Gegner aus dem Sattel hob oder durch wuchtigen Stoß in den Sand setzte.

Wenn auch der hohe Turnierhelm das Gesicht der Reiter bedeckte, aus Wappen und Helmzier ersah der kundige Herzog doch, wer durch die Augenlöcher der Helme schaute, und viele waren unter den Herren, die vor der Breslauer Burg schon manchen Speer verstoßen hatten.

Und wie dem Tjost, so folgte der Herzog am andern Tage dem eigentlichen Turnier, der Reiterkampf mit stumpfen Waffen, zu der sich die Kämpfer in zwei Geschwader sonderten.

Beim Lärm der Trommeln, Flöten und Trompeten drangen die beiden Scharen gegeneinander. Die Schilde kracften, Lanzen brachen, Geschrei und Wehruf der Verletzten wurden laut, und als sich so im Hin und Her des stundenlangen Kampfes der vielgestaltige, seltsame Wald der hohen Helme, das Blinken der Panzer und der Waffen, die Farben und der Glanz der Schilde zu immer neuen Bildern mischten, als beim Zuruf der erregten Menge Rosse stiegen, Reiter stürzten und Knappen hilfsbereit sich ins Getümmel warfen, da war's dem Herzoge nicht nur eine Lust, da war's ihm hoher Ernst, die Tüchtigkeit der Ritterschaft zu prüfen.

Noch mehr aber war sein Herz bei jenem anderen Wettstreit, der sich entspann, als nach dem Waffenspiele und der Austeilung der Preise an die Sieger die Gäste sich bei Kerzenschimmer und Becherklang versammelten. Da maßen ritterliche Sänger, die aus dem Reiche zum Feste gekommen waren, ihre Kunst. Sie sangen zum Saitenspiel von hoher Tat, vom holden Mai und von der Minne. Sie priesen auch den milden, gebefrohen Herzog.

Und während die Sänger ihre Weisen hören ließen — dieselben Weisen, die bald am Rhein, bald an der Donau, bald auf der Wartburg erklangen, — war es dem Herzoge, als ob diese Lieder sein deutsches Land im Osten fester an die deutschen Lande im Westen knüpften. Froh ward er sich dessen bewußt, daß auch sein Herzogtum zum Reiche gehörte, seit er es von Kaiser Rudolf als Lehen genommen hatte. In solcher Stimmung griff er selbst zum Saitenspiel und sang eins seiner Lieder. Da wurde ihm hohes Lob zum Dank.

Das schönste Lob indessen gewann der Herzog in diesen Tagen ganz im stillen.

Ein Breslauer Ratsherr und ein Ritter saßen in ihrer Herberge beim Abschiedstrunk. Der Ritter lobte des Turnierherrn große Waffenkunst. Der Ratsherr aber meinte, am Herzoge sei Höheres zu preisen. Die Waffen wisse auch mancher Schnapphahn wohl zu führen. Mit solchen aber mache der Herzog nicht viel Federlesens, er rotte aus, was durch räuberisches Tun die Ritterwaffen schände, und wenn er so für Friede und Recht im Lande Sorge, so sei das mehr als bloße Waffentat.

Das wollte der Ritter nicht leugnen. Der Ratsherr aber war warm geworden und kam ins Erzählen. Wie hold sich der Herzog seiner Stadt Breslau zeige — wie gut es für die Breslauer Meister sei, daß außerhalb der Stadt im Umkreise von einer Meile kein Handwerk betrieben werden dürfe — wie sich der Handel entfalte, seit alles Kaufmannsgut, das durch des Herzogs Land geführt werde, durch Breslau seine Straße nehmen und dort drei Tage zum Verkaufe aufgestapelt werden müsse . . .

Als der Ratsherr so vom Meilen- und vom Stapelrecht, die der Herzog seiner Stadt gegeben hatte, sprach, als er erzählte, daß Heinrich von den Bürgern zum Dank der Gute, der Biedere genannt werde, als er dies tat — so schlicht und doch so stolz — da kam solches Lob dem Preisliede auch des besten Sängers gleich.

Die bunten Tage waren vergangen. Wohl hatte ihr Glanz die Augen der Leute im Neisser Lande bezwungen, doch nicht aller Herzen. Nicht wenige verargten es dem Herzoge auch nach dem Feste, daß er Herrn Thomas so trohig widerstand.

Drei Jahre nach dem Turniere belagerte der Herzog Ratibor, wo der aus Ottmachau entflohene Bischof Zuflucht gefunden hatte. Schon dachte die Stadt an Übergabe. Da öffneten sich die Tore. In vollem Ornate schritt der Bischof inmitten seiner Geistlichen heraus und näherte sich dem herzoglichen Lager. Und Heinrich verstand die Stunde. Er ging dem langjährigen Feinde entgegen. Ein Friedenskuß bahnte die Versöhnung an.

Solche Ritterlichkeit gewann dem Herzoge zu Neisse auch diejenigen, die sich dem glänzenden Turnierherrn versagt hatten.

Kaum ein Jahr später kam der Herzog wieder ins oberschlesische Land. Er zog nach Polen, um ein Erbe wahrzunehmen. Als Herr von Krakau und Sendomir kehrte er heim. Da erwuchs auch in manchem Neisser Bürger die Hoffnung, daß zu Krakau, wo deutsche Hände Handel und Handwerk zur Blüte gebracht hatten, jetzt deutsches Wesen starken Schuß finden würde.

Die Hoffnung war vergebens. Sie schwand in einer Johannismacht.

Es war 1290 — noch nicht sechs Jahre nach dem Neisser Feste. Die blühenden Linden rauschten über den Höfen und Hallen der Breslauer Burg, die Herzog Heinrich so manches Mal mit Waffenklang, mit Sang und Saitenspiel erfüllt hatte, und während draußen hinter der Oder und auf den fernen Hügeln die Feuer flammten, verging der edle, siebenund-

dreißigjährige Fürst in der Fieberglut — verging wie ein Johannisfeuer, das aufleuchtet, glüht und glänzt und schnell erlischt. . . .

Nach Neisse kam bald darauf die Kunde, des Herzogs letzter Wille habe den Bischof als freien Landesherrn im Kirchenlande anerkannt und Heinrich von Glogau, einen der Turniergäste, zum Nachfolger bestimmt. Doch die Breslauer schlossen dem Glogauer, den sie als hart und selbstsüchtig kannten, kampfbereit die Tore und nahmen den tapferen und milden Heinrich von Liegnitz als Herrscher auf.

Von Heinrich IV. und seinem Neisser Feste erzählt zu Breslau noch heut die Kreuzkirche, die der Herzog selbst zum Andenken an seine Aussöhnung mit dem Bischofe gestiftet hat. Dort zeigt ein herrliches Grabmal das Bild Heinrichs des Biederen, des Minnesängers, der glänzendsten Rittergestalt des schlesischen Landes.

Aus: Richard Müller, Was die Heimat sah. Verlag Priebatsch, Breslau.

Bauernleben.

Das Wichtigste, was aus jener Zeit zu erwähnen übrigbleibt, ist die Umwandlung der Untertanenroboten zu Markkirch in einen jährlichen Zins von 3½ Mark, welche 1409 Conrad der Weiße veranlaßte.

Trotzdem wurden später diese abgelösten Leute wieder zu Robotarbeiten von der Koster Herrschaft gezwungen. Das geschah in den wilden Zeiten des übermächtigen Junkertums. Trotz der Robotarbeiten mußten sie noch den Zins zahlen.

Erst zu Zeiten der Äbte Johann Dorn (1608—1616) und Laurenz Merkel (1616—1623) erfolgte die Ablösung durch Wiederkauf.

Dr. Potthast, a. a. O.

Streitigkeiten wegen Abgaben mit Bauern.

Abt Peter II. (1385—1407) von Rauden hatte mit den Gogoliner Bauern einen Streit wegen des Feldzehnten. Im Jahre 1385 kam ein Vergleich zustande.

Es handelt sich hierbei um den Zehnten von „Heide“, der im Volksmunde „Tatarka“, auch „Poganka“ heißt und von den Bauern hartnäckig verweigert wurde.

Später wurde diese Abgabe in eine Geldsumme verwandelt. Sie zahlten jährlich zehn Taler schlesisch dem Kloster.

Dr. Potthast, Rauden, Leobschütz 1858.

Alte Burgen und Schlösser.

Von Ritterburgen hört jeder gern erzählen. Die meisten liegen ja längst in Trümmern. Oft sind nur wenige Überreste vorhanden, vor allem die dicken Türme, die oft von Bergeshöhe weit ins Land hinausschauen. Da wissen die Leute zu erzählen, daß gewaltige Schätze dort tief

in der Erde vergraben liegen. Nur ein Sonntagskind wird sie vielleicht einst finden und ein reicher Mann werden. Andere berichten von Geistern und Gespenstern, die dort um Mitternacht umgehen und den Wanderer erschrecken, der sich in die Ruinen verirrt hat. Das ist ja alles nicht wahr, aber gruslich sieht es in solchen Ruinen oft genug aus.

Das war natürlich nicht immer so. Einst haben auch hier Menschen gewohnt, Fürsten und adlige Herren. Die waren sehr kriegerisch und hatten oft Streit mit ihren Nachbarn. Darum bauten sie ihre Häuser so fest wie möglich, damit der Feind sie nicht leicht erobern konnte. Die ältesten Burgen in unserem Lande waren allerdings zuerst aus Holz. Noch heut finden wir an manchen Stellen, besonders in sumpfigen Gegenden, auf einer kleinen Anhöhe die Reste eines runden Walles aus Erde, den haben Menschen aufgeführt. Ringsum zog sich wohl auch ein Wassergraben. Innerhalb des Walles lagen die hölzernen Wohngebäude und Ställe. Von denen ist natürlich nichts mehr vorhanden. Heut nennen die Menschen solche Wälle Heiden- oder Schwedenzchanzen und wissen manche Sage davon zu erzählen.

Später aber genügten diese Anlagen nicht mehr, und man begann wenigstens die Mauern aus Steinen oder Ziegeln aufzuführen. Wo es ging, legte man sie auf einer Anhöhe oder einem Berge an. Daher findet man in manchen gebirgigen Gegenden so viele Burgruinen, so z. B. am Rhein und an der Donau. Unser Oberschlesien hat keine hohen Berge; deswegen gibt es bei uns auch sehr wenige alte Ruinen oder noch bewohnte Burgen. Einige sind aber doch noch vorhanden.

Am schönsten gelegen ist die alte Burg Ottmachau, die bis 1810 den Fürstbischöfen von Breslau gehörte. Wir sehen, daß sich im Hintergrunde ein Gebirge hinzieht, es ist das schöne, bewaldete Reichensteiner Gebirge. Schon vor vielen Jahrhunderten erhob sich auf dem niedrigen Hügel oberhalb der heutigen Stadt eine Burg. Von ihrem Turm konnte der Wächter wohl sehen, ob vom Gebirge her oder aus der Ebene sich feindliche Scharen nahten. Diese alte Burg war zuerst sicher auch aus Holz. Später aber führte man sie aus Steinen auf. Die Gebäude schlossen rings einen Hof ein. Jetzt ist nur noch der eine Teil des früheren Baues erhalten. Allmählich entstand neben der Burg die Stadt. Ihre Pfarrkirche wurde auf einem zweiten niedrigeren Hügel erbaut. Weil die Burg so nahe bei der Stadt war, so hat man sie nicht in Trümmer fallen lassen, sondern sie ist bis heutigen Tages bewohnt. Bei einer ganzen Reihe von ober-schlesischen Städten lagen solche Burgen; einige sind ganz verschwunden, z. B. in Gleiwitz und Beuthen. Von diesen haben wir aber noch alte Beschreibungen und ersehen aus ihnen, daß sie meist aus Holz bestanden. In beiden haben im Mittelalter Fürsten gewohnt. Aber selbst Fürsten und adlige Herren lebten damals noch recht einfach und begnügten sich mit wenigen Zimmern, die auch recht schlicht eingerichtet waren. Heute würde mancher Arbeiter mit den niedrigen Räumen und den kleinen Fenstern nicht zufrieden sein.

Die Hauptsache war, wie ich schon gesagt habe, daß die Burgen recht fest waren und dem Feinde gut Widerstand leisten konnten. Deswegen

war der Zugang zur Burg gewöhnlich in einem Turm angebracht. Der war fest aus Steinen gefügt und hatte nur wenige kleine Fensteröffnungen. Auch das Tor war eng und niedrig. Ein Möbelwagen hätte meist nicht hindurchfahren können. Fest und dick waren auch die Mauern, vor allem aber der hohe Turm, den man Bergfried nennt. Er war die letzte Zuflucht, wenn die Feinde etwa schon in das Innere der Burg eingedrungen waren. Ein gutes Beispiel eines solchen Burgturmes gibt uns der letzte erhaltene Rest der Burg Wogendrossel in Neustadt (O.=S.). Ein Eingang ist nicht sichtbar, scheint zunächst überhaupt nicht dagewesen zu sein. Auf der anderen Seite ist aber in der Höhe eines Stockwerks eine größere Öffnung, die wie ein Fenster aussieht. Das war ursprünglich die Tür. Man brachte sie gern so hoch an, damit der Zugang sicherer war. Eine Leiter führte hinauf. Wenn man sich nun in das Innere geflüchtet hatte, zog man die Leiter herauf, und der Feind konnte nicht eindringen. Was machte er aber? Da schoß er brennende Pfeile durch die Fenster des Turmes. Damit diese nun nicht so leicht eindringen konnten, brachte man eben so wenig Fenster als möglich in den Burgtürmen an, oft nur ganz kleine Luken. So scheint auch der Bergfried der Burg Wogendrossel fensterlos zu sein. Einst war er noch höher und hatte oben ein spitzes Dach, wie z. B. der Turm der alten Burg in Oppeln. Da unser Oberschlesien meist ebenes Land ist, so gab es viele sogenannte Wasserburgen. Die waren so angelegt, daß ringsum Wasser sich ausdehnte oder ein künstlich hergestellter Graben sie umschloß. Von solchen Burgen sind bei uns sehr wenige erhalten. Denn man hat gewöhnlich an ihrer Stelle immer wieder neue Häuser, Schlösser, Scheunen und Ställe errichtet. Im Kreise Zabrze liegt inmitten von feuchten Wiesen und Wasserflächen die Ruine der Burg Chudow. Der Sage nach soll sie von dem Ritterorden der Tempelherrn erbaut worden sein. Auch hier erblicken wir einen mächtigen Turm, dem das hölzerne Dach fehlt. Das Schloß ist erst im letzten Jahrhundert in Trümmer gefallen.

(Aus Knötel „Kunst in Oberschlesien“ Gebr. Böhm, Kattowitz, Oberschles. 1912.)

Die Waldquelle.

Heimatsage aus dem Konstädter Ländchen.

Erzählt von Wranna-Konstadt.

Ballade von Karl Gleischer-Kreuzburg OS.

Hans Porschnitz, der Ritter auf Tunzenstadt,
der ungewinnlichen Feste,
wird nimmer des Reutens und Raubens satt;
und da ihn noch niemand bezwungen hat,
so fühlte er sich sicher im Neste.

Er scheut keine Schandtät, beherrscht mit Gewalt
die Kaufherrenstraße nach Polen
und ständig liegt er im nahen Wald,
sein dreißtes Gesindel in Hinterhalt,
um frevelhaft Beute zu holen.

So lauert auch heut eh der Morgen tagt
am Fahrweg einer der Knechte
und gähnt gelangweilt: „Dem Tag sei's geklagt,
daß keiner die Reise zum zweitenmal wagt,
der einmal dem Porschniß hier blechte!

Nur selten ist einem das Glück noch hold; —
nichts regt sich auf Wegen und Stegen; . . .
schon flutet der Morgen vom Himmel wie Gold!“ —
Und ob der Gefelle auch schmolzt und grollt:
Nur Vogelsang tönt aus Gehägen.

Horch! Klingt's nicht wie trappelnder Hufschlag von fern?
Wie Knarren von Wagenachsen? — —
Wild weitet sein spähes Auge den Stern,
sein Ohr, das geübte, es hört gar so gern
vertraute Geräusche wachsen.

Ein Ringen, ein Würgen, ein heiserer Schrei; —
der Stahl traf den Kaufherrn. — Im Sterben
keucht schwer seine Brust: „O Gott, steh mir bei! —
Dir Bösewicht aber verkünde ich frei:
Mein Gold, das wird dich verderben!“

Der Räuber nimmt lachend den Sack voll Gold
und wirft ihn über den Rücken.
Er bindet ihn fest, damit er nicht rollt,
und taumelt vom Ort wie ein Trunkenbold,
denn die Last ist schwer zum Erdrücken.

Er schleppt, bis die Sonne im Mittag schwebt.
Heiß brennen und sengen die Strahlen!
Sein Atem röchelt, sein Pulsschlag bebt,
er fühlt, wie die Zunge am Gaumen klebt;
der Durst bringt ihm höllische Qualen!

Da sieht er seitab im Walde still
die munter sprudelnde Quelle. —
Ein freudiger Schauer durchfährt ihn schrill
und hastig bückt er sich, gierig will
er trinken an schattiger Stelle.

Da reißt ihn kopfüber zur Tiefe hinab
des Sackes starkwuchtende Schwere. —
Ein furchtbarer Angstschrei aus gurgelndem Grab
durchgellt laut die Gegend waldauf und waldbab
und hallt, ach, so schaurig ins Leere . . .

Die Vögel vernehmen das grausige Wort
und flattern erschrocken von dannen;
die Tiere verlassen den düsteren Ort,
und Beeren und Ginster stehen verdorrt,
und finst'rer noch ragen die Tannen.

Tief unten am Grunde liegt tot und kalt
der Räuber und hält ohne Frieden
mit starren Fingern den Geldsack umkrallt. —
Und heute noch wird jene Stelle im Wald
von Menschen und Tieren gemieden.

Ein Stadtbild aus dem Jahre 1300.

Als noch die Slaven allein im Lande saßen, der Bauer unter schmutzigem Strohdach und der Edelmann hoffärtig in seinem hölzernen Palast, da war ein offenes Feld gewesen, wo jetzt die Stadt liegt. Vielleicht stand eine Kapelle drauf mit einem gnädigen Bilde, oder ein paar mächtige Bäume, noch aus der Heidenzeit, oder das Haus eines klugen Grundherrn, der weiter sah als seine langbärtigen Genossen.

Damals war der deutsche Kaufmann zum Markte über die Grenze gekommen mit seinen Wagen und Dienern. Er hatte unter dem Schutz des Kruzifixes oder eines slawischen Säbels seine Truhen geöffnet und die Werke des heimischen Fleißes, Tuche, buntfarbige Kleider, Zwickelstrümpfe, Halsbänder von Glas und teuren Korallen, Heiligenbilder und Kirchengesäß, aber auch was den Gaumen erfreut, süße Backwaren, fremden Wein und wohlriechende Zitronen feilgeboten und hatte dagegen eingetauscht, was die Landschaft ihm entgegenbrachte: Wolfsselle und Hamsterpelze, Honig, Getreide, Vieh und anderes. Nicht lange, so schlug neben dem Kaufmann auch der Handwerker seine Werkstatt auf; der deutsche Schuster kam und der Knopfmacher, der Blechschmied und der Gürtler. Die Zelte und Hütten verwandelten sich allmählich in feste Häuser, die im Viereck um den großen Marktplatz aufstiegen, auf dem viele hundert beladene Polenwagen Raum haben mußten. Fest schlossen sich die fremden Ansiedler zusammen. Sie kauften den Grund, sie kauften ein Stadtrecht von dem slawischen Grundherrn. Sie gaben sich ein Statut nach dem Muster deutscher Städte. Die neuen Bürger bauten ihr Rathhaus in die Mitte des großen Vierecks und daran ein Duzend Häuser für Kaufleute und Schenken, und der Marktring war geschlossen. Um die Hofräume, die Hintergebäude und Gassen wurde die Stadtmauer gezogen und über die beiden gewölbten Tore nach dem Brauch der Heimat wohl auch die Wachtürme gesetzt; unten hauste der Zöllner, oben der Wächter. Und mit Verwunderung erzählte man sich draußen in den Wäldern und auf der Heide, wie schnell die Männer mit fremder Sprache gewachsen waren, und daß jeder Landmann, der durch ihr Tor fuhr, ihnen ein Kupferstück bezahlen mußte als Brückengeld; ja, der Edelmann, der allmächtige, mußte auch bezahlen.

Manchen Slawen aus dem Umkreise warf sein Schicksal zu den Bürgern in die Stadt; er wurde heimisch unter ihnen, ein Handwerker, Kaufmann, Bürger wie sie.

So waren viele deutsche Städte entstanden auf altem Slawengrund, und sie sind geblieben, was sie im Anfang waren, die Märkte der großen Ebene, die Stätten, wo polnische Ackerfrucht eingetauscht wird gegen die Erfindungen deutschen Gewerbefleißes.

Gustav Freytag.
Soll und Haben.

Ein Markttag in einer deutschen Stadt. 1400.

Die Stadt hat ihren Markttag. Am Rathause ist die rote Fahne ausgesteckt, und solange sie hängt, haben die fremden Verkäufer das Marktrecht. Zu allen Toren ziehen die Landleute der Umgegend herein, auch die Landbäcker und Mehger, die heute auf besonderen Plätzen feilhalten dürfen. Auf Ständen, Tischen, in Krambuden und den Stadtbanken sind die Waren ausgelegt, das kleine Handwerk der Stadt zeigt heute den Fremden und Einheimischen, was der Fleiß des Bürgers in der Woche geschaffen.

Neue Handwerke waren entstanden, und oft änderte sich die Mode. Aus dem Handwerk der Eisenschmiede waren entstanden die Sarwürker, welche die Kettenpanzer fertigten, die Harnischmacher, die Schwertfeger und Messerschmiede, die Huf- und die Feinschmiede, die Hefelmacher (Hefeln, Haken zum Schließen der Kleider) und manche andere. Die Rierner, Sattler und Beutler hatten sich getrennt. Die Beutler machten Ledertaschen; große, für das Geld des Kaufmanns und zierliche für die Frauen. Die Glaser, sonst geringe Werkleute, waren hoch heraufgekommen. Sie verstanden, durchsichtiges Glas in den schönsten Farben zu verfertigen. Sie setzten diese Farben kunstvoll in Blei zu Bildern zusammen, malten Gesichter und Haare, schattierten die Gewänder mit dunkler Farbe und schliffen helle Stellen aus. Die Schneider, eine sehr wichtige und ansehnliche Innung, waren sehr durch die Mode geplatzt. Wer im vorigen Jahr zur Zufriedenheit gearbeitet hatte, galt jetzt nichts mehr, weil er die Kunst der neuen geschlitzten Kleider nicht verstand. Auch die Schuster waren sehr kunstreich geworden. Sie hatten Schnabelschuhe zu nähen von buntem Leder, deren Spitzen sich zuerst in die Höhe hoben und dann senkten wie der Kamm eines Truthahns. Das war Rittertracht, und für die Bürger ließ der Rat nur eine geringe Länge der Schnäbel zu. Die Schuster hatten sich geteilt; die, welche buntes Leder verarbeiteten, galten mehr als die anderen, die schwarzen Schuhmacher. Die Altbüßer hatten sie ganz von sich ausgeschlossen. Das waren kleine Leute, die in besonderen Ständen ihre Flickarbeit verrichteten.

An ihre Innungshäuser hatten die Handwerker ein schönes Wappen gemalt. Sie hatten es sich oft selbst gesetzt nach alter Überlieferung, besonders die Schmiede, die Hammer und Zange in einem Schild führten nach dem Sagenhelden ihres Handwerks, dem Witege, dem Sohn Wielands

des Schmiedes, oder es war ihnen, als sie noch in Deutschland waren, von einem Kaiser verliehen worden, weil sie ihm tapfer beigestanden hatten. Da sahen die Weißbäcker freudig auf ihren gekrönten Kringel, denn er wurde von zwei schreitenden Löwen gehalten, die in den anderen Tagen ein Schwert hoben. Das Wappen war ihnen von Kaiser Karl wegen ihres Löwenmutes zugeteilt worden.

Wer vom Lande kam, der staunte über die Pracht und die Fülle der Dinge, die man da sah. Aber das Wertvollste war auch damals in den dunkeln Stuben und Gewölben der Kaufleute, in eisernen Truhen und hinter festem Verschuß aufbewahrt. Wer den Reichtum und Wert der Stadt ermessen wollte, der mußte die Waren da suchen, wo sie unscheinbar in Hülle und Kasten lagen, denn Schaufenster gab es nicht. Nur der Goldschmied stellte vielleicht kleine Becherlein und Ketten hinter die grünen Fensterrauten der Werkstatt, vorsichtig und unter Aufsicht, damit nicht ein fremder Strolch hineinschlage und mit der Beute entlaufe.

Am Stadttor ist Aufenthalt und Gedränge, denn jeder Wagen, der den engen Durchgang durchfahren soll, wird von den Torwächtern sorglich beschaut wegen der Waren und daß nichts Arglistiges hineingefahren werde. Der Fuhrmann zahlt einen Torzoll und eine Abgabe von den Waren, die Lebensmittel aber, welche die Stadt nicht entbehren kann, werden zum Teil frei eingeführt, auch einzelne Rohstoffe, welche eine wichtige Innung für ihre Arbeit bedarf. Den Karren der Landleute folgen große Frachtwagen. Ihr Inhalt ist unter einer Leinwanddecke verborgen, denn es ist wertvolles Kaufmannsgut, eine schwere Ladung. Viele Pferde waren nötig, um die Wagen auf den schlechten Wegen fortzuschaffen, und bewaffnete Reiter haben dem Zug das Geleit bis an die Stadtmark gegeben. Sorgenvoll hat der Eigentümer die Ankunft erwartet. Er ist mit seinen Knechten hinausgeritten bis an die Landwehr, hat die Wagen dort empfangen und zieht freudig mit ihnen in die Stadt. Der Zug windet sich mühsam durch die Straßen bis zu der Ratswage, wo die Waren gewogen werden und ihre Steuer entrichten. Glückliches Einbringen einer wertvollen Ladung in die Stadttore ist ein freudiges Ereignis, und in der Nähe der Ratswage gibt's daher manchen Freudentrunk.

Durch die Marktleute und Buden reitet ein edler Herr aus der Umgegend mit seinem Gefolge ein, auch Frauen zu Pferde darunter. Er hat einen Reiter vorausgeschickt, dem Rat seine Ankunft zu melden. Jetzt steigt er vor der ansehnlichen Herberge ab, in welcher die Fremden vom Adel und Ritterstand einkehren. Kurz darausschreiten zwei Beamte des Rats würdig die Ratsstreppe herab durch die Menge, von Dienern begleitet, welche den Willkommen tragen, die Weinspende, womit die Stadt den Fremden begrüßt. Jedem, der irgendwie zum Vorteil der Stadt ihre Mauern betritt, wird geschenkt. Ist der Fremde ein kleiner Mann, so erhält er das einfache Trinken, das ist ein Maß oder zwei Seidel Wein. Aber der Ritter, der Prälat, der Gelehrte, auch die fremde Äbtissin den gewöhnlichen Saß von zwei Trinken, der Graf vier. Kommt aber ein geistlicher oder weltlicher Fürst zu mehrtägigem Aufenthalt, dann ist es mit dem Wein nicht abgetan. Ihm gebührt auch Hafer für seine Rosse,

eine Spende an Fischen und Küchen Speise, Gewürz und vielleicht eine Handwerksarbeit um welche die Stadt berühmt ist. In Form von Geschenken wurden auch viele Dienste bezahlt, welche der Stadt geleistet waren von Fremden und Einheimischen. Wer eine gute Neuigkeit brachte, erhielt sein Botenbrot in Geld und Wein, sogar wer auf häufigen Reisen in der Umgegend Neuigkeiten erfahren hatte, dem wurde gelohnt, wenn er sie vor den Rat brachte.

So knarren die Wagen und handeln die Menschen, bis die Marktfahne am Rathause abgenommen wird oder ein Glöcklein den Markt ausläutet. Da ziehen auf allen Straßen die Karren und Menschen zu den Thoren hinaus; Stadt und Land haben ihren Bedarf ausgetauscht. Die Sonne hat freundlich geschienen, der Handwerksmann hat manches Geldstück in seinen Kasten hinter das kupferne Zahlbrett geschoben, auch der Rat ist zufrieden. Es ist nur einer tödlich verwundet worden, dagegen einige Marktdiebe gefangen, schlechtes Volk, das hier und da daheim ist. Der Nachrichten wird keine große Arbeit haben.

Gustav Freytag.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. II. Bd. 1. Abth.

Moosum Badel.

Ein müder Augusttag dunstete über dem böhmischen Lande Oppeln. Man schrieb das Jahr 1347.

Auf der holprigen Straße von Troppau nach Neustadt zog, in Wolken von Staub und Schweiß gehüllt, eine lange, fremdartige Karawane. Vor langgestreckten schmalen Wagen kleine flinke Slavenpferdchen, auf den Wagen schwarzäugige, braunhäutige Weiber und Kinder, bunte Tücher auf den Köpfen und an den Ohren blinkende große Ringe, nebenher Männer in langen dünnen Kastanen, in den Gesichtern verwilderte Patriarchenbärte, die Arme auf dem Rücken verschränkt. Keiner sprach. Und doch kroch ein einziges, schlaffüchtiges, melodisches Murmeln mit dem Troß.

Ein junger Scholar, der von Neustadt her des Weges kam, traf sie, wo ein Waldweg von der großen Straße ostwärts abbog, bedachte mit der Rechten seine Augen, bekam den Mund nicht zu und blieb auf einem Baumstumpf sitzen:

War das ein biblischer Traum oder gaukelte ihm die Augustsonne über oberschlesischen Urwald ein Phantasma von jenem uralten Judenauszug aus Aegypten vor, über den die frommen Mönche auf der hohen Schule so herzerreißend zu berichten wußten? . . .

Neugierig trottete er den Waldweg zurück, gesellte sich zu den letzten Männern der rätselhaften Karawane, fragte, horchte und erfuhr in einem slavischen Kauderwelsch, das ihm das Ohrfell biß:

„Wir sind zwei fromme jüdische Gemeinden aus hunderttagefernem Osten, hatten nicht Ruh vor slavischem Haß und suchen neue Heimat; suchen nichts mehr als Platz für unser Bethaus, in dem wir mit den Worten unserer Väter beten dürfen, nichts mehr als Frieden, Arbeit, Menschlichkeit.“

Den Scholaren packte etwas unter dem abgeschabten Wams:

„So zieht ihr rechten Wegs. Gleich seid Ihr im Städtchen Tzelcz, wo schon seit hundert Jahren Juden hausen, die Kreuzfahrer vom Rhein über Elbe und Oder hierher gejagt hatten. Solange unser fromme Kaiser Karl IV. regiert, wird Frieden in Euren Hütten wohnen!“

Plötzlich erhob sich an der Spitze des Zuges ein Geschrei. Ein Städtchen war in Sicht. Man hielt. Die Männer traten zusammen. In ihrer Mitte stand der würdige Rabbi Ibn Benjamin und verkündete: „Wir stehen vor Mochum Tadek. Der alte Gott hat uns hierher geleitet. Er sei mit uns beim Eintritt in die neue Heimat!“

Da fiel, als die Pferde wieder anzogen, ein Kind von einem Wagen herab unter die Räder und wurde zu Tode gefahren.

„Ehe dreihundert Winter vergehen, wird man unsere Nachkommen mit Riemen peitschen und ihnen die neue Heimat nehmen . . .“ sagte ein alter Jude am Ende des Zuges, daß der Scholar erbleichte und nachdenklich seinen Rückweg antrat.

Mit Wehlschrei und murmelndem Beten betraten die aus dem heutigen Balkan vertriebenen Juden das Städtchen Zülz, das sie nach dem Beispiel ihres Rabbi Mochum Tadek nannten.

* * *

Und der alte Jude hatte Recht behalten.

Ein Jahr später, als sich die zwei jüdischen Dorfgemeinden vom Balkan in und um Mochum Tadek eingenistet, aus dem unbedeutenden Nests einen erheblichen Handelsfleck gemacht und sich selbst ein schönes Häufchen Geld, dazu aber auch ebenso viele Feinde wie Freunde erworben hatten, brach in ganz Oberschlesien die Pest, der sog. „schwarze Tod“ aus. Da kam plötzlich irgendwo ein Gerücht auf, lief durch die Gassen und Wälder, durch Häuser und Kirchen, peitschte die Menschen zu Zorn und Haß, bis sie schrien:

„Die Juden haben die Brunnen vergiftet und den schwarzen Tod ins Land gebracht!“ . . .

Auch in Zülz umlagerte man drohend das jüdische Bethaus von Holz und hielt Feuerlunten bereit; und in den nächtlichen Gassen begann eine Heßjagd auf die ungebetenen Einwanderer einer mißbeliebten Rasse. Bis dann eine kaiserliche Untersuchung kam und keine Beweise für eine Schuld der Juden erbringen konnte.

Aber der Haß im Volke ging weiter um . . . Der Verdacht glommt fort und vererbte sich von Generation auf Generation. . .

* * *

Zwei Jahrhunderte vergingen. Der harte judenfeindliche Kaiser Ferdinand II. regierte. Die Juden heßten förmlich den Handel und Verkehr zur Blüte. Burgfrieden schien zwischen den Rassen zu leben.

Da fiel wiederum die Pest ins Land und feierte Orgien. Der jahrhundertalte Haß erwachte, der von den Urvätern ererbte Argwohn

brach von neuem aus. Und wieder schrie ein Schrei von irgendwo durch Dörfer und Städte:

Die Juden haben die Brunnen vergiftet! . . .

Serdinand II. erließ einen wilden Befehl, alle Juden aus dem Lande zu peitschen. Und so geschah es. In den Städten Jägerndorf, Leobschütz, Falkenberg, Oppeln, Ratibor und Oberglogau setzte der erste oberschlesische Prognom ein.

Bluttausch brauste durch das aufgeheizte Land. Peitschen und Geißeln trieben die „Fremden“ aus ihrer Heimat. Der alte Jude an jenem Augusttage des Jahres 1347 hatte wirklich Recht behalten . . .

An den Mauern von Mochum Zadek allerdings brach sich der Sturm. Hier war den Juden in dem Grundherrn von Sülz, dem Grafen Christoph von Proskau ein willkommener Beschützer erstanden. Graf Christoph wollte nicht gern die Einkünfte aus den hohen Steuern der „Fremden“ missen und erlaubte dem Rabbi, seine Gemeinde außerhalb der Stadt, in den sog. Sechshäusern der Neißer Vorstadt, anzusiedeln. Hier lebten die Juden weiter in ihrem Mochum Zadek, zahlten den Judenzins und durften dafür wöchentlich dreimal das Städtchen betreten. In den Städten Neustadt, Leobschütz, Ratibor, Kosel, Oppeln und Neisse konnten sie sich bis tief ins 17. Jahrhundert hinein, nicht ohne Gefahr für Leib und Leben sehen lassen.

A. Hellmann.

Sundort: Oberschlesj. Volksstimme v. 2. 8. 26.

Der erste Bischofsbesuch im alten Zabrze anno 1354.

Die Sonne steht strahlend über dem Walde von Zabrze und spiegelt sich im klaren Wasser des Baches, der von Bythom her in kurzen Windungen durch das satte Grün feuchter Wiesen an dem ärmlichen „Sadbrowe Cunzindorf¹⁾“ vorbei auf Gliwicz zu dahinfließt.

Abertausende von Tauperlen glitzern an Blatt und Halm. Die Lerchen jubilieren; Sinken schlagen im Strauchwerk, und Kiebiße wiegen sich in der klaren Morgenluft. Im stillen Gehölz hämmert ein Specht und Wildtauben girren. Schillernde Mandelkrähen, schwarz-weiße Schallastern und krächzende Häher flattern um die Büsche. Zahllose Bienen summen im Heidekraut und Ginstergestrüpp. Glänzende Laufkäfer huschen durch das zackige Bärlappgerank, und Hirschkäfer wühlen im weichen Mulm. Weißblumiger Rosmarin, würzige Quendelblüten und zerzaustes Wachholdergezweig hauchen ihren starken Duft aus, und um den blütenüberschütteten Heckenrosenstrauch, den Weißdorn am Waldsaum, über Wollgras, Löwenzahn und Vergißmeinnicht schweben bunte Falter.

Da! — von Nordosten her wird das Gemurmel näherkommender Stimmen laut. Ein Pferd wiehert hell auf, und bald sind zwischen den hohen Stämmen Reiter auf dem sandigen Waldpfade sichtbar. Auf struppigen, ungesattelten Gäulen, in deren Mähnen und Schweife bunte Bänder eingeflochten sind, traben zwei ältere Männer vorweg, blondhaarig

¹⁾ Zabrze oder Kunzendorf, das heutige Hindenburg OS.

und sehnig der eine, dunkel und unterseht der andere; beide in ärmlicher Bauerntracht, Ledertasche und Messer am Gurt und die Mütze aus Fuchsfell über dem Ohr. Ihnen folgt auf starkknochigen, schnaubenden Rossen eine Gruppe vornehmer Herren: Przemclaus von Kogarell, der mächtige Bischof von Wroteszka (Breslau) und Gebieter des Fürstentums Neisse, Archidiakon Arnold, der Dechant Johannes aus Gliwicz und der greise Biskupiczter Pleban, Pfarrer Nikolaus. In gemessener Entfernung reiten auf abgetriebenen, unscheinbaren Ackerpferden, deren hufeisenlose, flache Hufe nur leicht in den weichen Wegsand einsinken, grellausgeputzte Bauernburschen aus Sadsbre und Biskupicz hinterdrein.

Lautwerdendes Hundegekläff kündigt bald die Nähe menschlicher Wohnstätten an. Die Wagenspuren im zerfahrenen Waldboden führen linksab dem Bache zu. Der Baumbestand lichtet sich, und zwischen den Stämmen leuchtet das helle Grün der sonnenbestrahlten Felder von Sadsbre.

Am Waldrande begrüßt lautes Freudengeschrei die Anreitenden. Auf Stangen zu beiden Seiten des Weges flattern an Fichtenbäumchen grellfarbige Bänder. Blattgewinde schwanken zwischen weißstämmigen Birken. Herbduftendes Kalmusrohr, Blüten der Wasserlilie und bunte Wiesenblumen sind auf den Boden gestreut und grüne Reiser an die Torpfosten genagelt.

Bei dem hohen Wegkreuz wartet die froh bewegte Menge. Die Männer haben ehrfurchtsvoll die Köpfe entblößt; die Frauen in bauschigen Kleidern, die langbebänderte Pelzhaube auf dem schlichten Scheitel, neigen sich tief vor dem Kirchenfürsten, und die schüchternen Kleinen staunen offenen Mundes den Fremden im Purpur an.

Aus den umliegenden Orten ist viel Volk herbeigeeilt, Herren im vornehmen Schnürrock und Hörige mit von Lappen umwundenen Füßen, Klosterleute von Schönwald und Bürger von Gliwicz, Knappen von Bythom und freie Bauern aus Biskupicz, Polen und Deutsche, Junge und Alte.

Plebanus Johannes, der erste Pfarrer von Sadsbre, tritt im Ornat vor die Menge, entbietet mit weithin schallender Stimme dem geistlichen Hirten den Willkommensgruß und bittet um den bischöflichen Segen für die Kirche und das Dorf, den Seelsorger und die neue Parochie, die Dorfgemeinschaft und die Ortsgemarkung. Dann trabt das berittene Ehrengelcit voran; der Scholze führt das Roß des Bischofs am Zügel, und die Gemeinde beschließt den Festzug.

Am Wegrand bleibt eine weißhaarige Frau zurück. Sie hält einen blondlockigen Buben an der Hand und lehnt ermattet die hohe, gebeugte Gestalt an den Kreuzesstamm. Vor vielen, vielen Jahren ist sie als junges Blut an der Seite ihres Kunz von den blauen Bergen ihrer Heimat her in langer, beschwerlicher Fahrt nach dem Osten gekommen und hat hier auf Bischofsland bei einem Leben schwerer Mühe und Arbeit ein bescheidenes Auskommen gefunden. Zufriedenheit und Ordnung waren unter ihrem Schobendach, Feldfrucht und Vieh gediehen, und ihre Kinder wurden brave Menschen. Da brach bittres Leid über die Holzhütte am Waldrande herein. Kunz wurde beim Baumfällen von einer Kiefer getroffen und mit

zerschlagenen Gliedern heimgebracht. Die Witwe ließ aus dem Unglücksstamm das Kreuz, an welchem sie jetzt als Greisin lehnt, zimmern und richtete es neben dem Hoftor auf. Die Jahre gingen hin und häuften neues Unheil auf die Schultern der geprüften Frau. Ein Blißschlag legte die Hütte in Asche; der Hagel vernichtete eine ganze Jahresernte, und eine Seuche raffte das Vieh hin. Die Frau schaffte unermüdllich weiter, wurde dabei alt und gebeugt und hatte in all der Trübsal das Lachen verlernt. Als die grausige Pest wie ein teuflisches Gespenst durchs Land flog und der grimme Tod überreiche Beute einheimste, wurde unter ihrem Dache das blühende Leben und die kraftstrotzende Jugend dahingerafft und das lebensmüde Weib blieb mit dem weißhaarigen Sohn und dessen blauäugigen Enkel, der noch im Korbgeslecht lag, zurück. Ihr Gesicht war vom Leid wie versteinert, und die Dorfleute gingen der vom Unglück Gezeichneten scheu aus dem Wege. Der Kleine aber hing in heißer Liebe an der stillen Urahne, die ihm die Mutter ersetzt hatte, und der menschenkundige Pleban von Biskupitze sprach voller Achtung über die wortkarge, tapfere Greisin.

Die Hufe der Pferde poltern eben auf den Rundhölzern der rohen Knüppelbrücke und helle Jubelrufe werden auf dem jenseitigen Ufer laut.

Der Bischof mustert im langsamen Reiten das Dorf und die Gemarkung. Gutgehaltene Felder wechseln mit verquackten und distelbesäten Ackerstücken ab, dichtes Ährengewoge mit schütterem Halmstand, ebenmäßige Erde, vom eisernen Schalenpflug gründlich durchgearbeitet, mit dürftigen Schollen, welche bei schwachem Gespann der uralte, hölzerne Hakenpflug nur oberflächlich zerrissen hat, Korn und Hafer, hier und da Gerste und Poganka und beiderseits des Baches grabenddurchquertes, dichtbewachsenes Wiesenland und nasse Rasenstellen, auf denen gelbliches Schilammwasser steht und saures Riedgras, Segge und Binsen wuchern.

An der rechten Seite eines zerfahrenen Sandstreifens, einen Steinwurf weit von der Wiesenfläche am Bach und in Sicherheit vor dem häufig eintretenden Hochwasser, liegen, mit dem Eingang von Süden her, die ärmlichen Hütten des kaum 100 Bewohner zählenden, um 1300 gegründeten Dorfes. Die Gebäude sind aus Baumstämmen, haben winzige, scheibenlose Fensterluken, die im Winter durch Strohwische verstopft werden, und eine niedrige Tür, durch welche ein Erwachsener nur gebückt einzutreten vermag. Die vorstehenden Dächer, mit Stroh oder Schilf gedeckt, von Moos bewachsen und durch das Wetter arg mitgenommen, sind ohne Schornsteine. Eine hohe Schicht Waldstreu schützt die Balkenwand an der Wetterseite. Gegen Süden sind Holzkloben und Kienscheite aufgestapelt.

Das Innere der Hütte bildet einen einzigen Raum; die eine Hälfte ist für die Menschen, die andere für das Vieh bestimmt. Auf dem freistehenden Steinherd kocht das karge Mahl: Milch, Hirse, Grütze meist Zur und Kraut, und an Festtagen Fleisch oder Wild, das heimlich mit der Schlinge gefangen wurde. Das Herdfeuer wird ständig unterhalten und erleuchtet des Abends zur Not den niedrigen Raum. Der Rauch sucht sich durch die offene Haustür, die Fensteröffnungen und die Sparren des

Schobendaches, an denen Fleischstücke und Speckseiten trocknen, einen Ausweg.

An Holzpflöcken, welche in die verräucherten Wände getrieben sind, hängen ärmliche Kleidungsstücke, Riemenzeug und Stricke. Auf einem rohen Wandbrett wird das wenige Geschirr und Handwerkszeug untergebracht. In der Nähe des Herdes haben der grobzusammengezimmerte, von Fliegen umschwärmte Tisch und eine Bank ihren Platz. An der Wand ist das Lager, ein Holzverschlag mit Heufüllung und ein paar Federkissen in grobfädigem, buntgemusterten Gewebe.

Auf Querstangen unter dem Dache hocken des Nachts die Hühner; am Herde schnurrt die Kaze; auf dem Fußboden träumt der Köter und in der Ecke kuscheln sich die Ferkel zusammen. Das kleine, struppige Pferd, eine magere Kuh und die Ziegen strecken sich auf die Streu. Am frühen Morgen werden sie auf das Brachfeld getrieben. Die Gänse gehen in den Bach; die Schweine wühlen im Mist, und der Gaul grasht mit einem Holzstück zwischen den Vorderbeinen am Rain.

Unter dem vorstehenden Dach liegt das Ackergerät. An der Südwand hängen die Ernteleitern. Der leichte Wagen steht mitten im Hofe, und an den Stamm des alten Birnbaumes sind abgeschälte Holzstangen zum Trocknen angelehnt. Nahe der Hütte ist die holzverkleidete Wasserstelle und in einer lehmausgestrichenen, mit einem Deckel verschlossenen kleinen Grube das zum Säuern eingestampfte Kraut. Unbehauene Latten, durch Holzriegel notdürftig zusammengehalten, umfrieden die Hofstelle, in deren Ecken Brennesseln und Kletten, Schellkraut und Kreen üppig wuchern.

Vor der scheunenartigen, schobengedeckten Holzkirche steigen die Herren vom Pferde, schreiten durch den kleinen Friedhof und betreten den niedrigen Schrotholzbau. Die kahlen Balkenwände sind mit Lehm verstrichen und hell getüncht. Durch die scheibenlosen Fenster streicht ein leiser Luftzug und weht einige trockene Baumblätter auf die Lehmziele. An der Ostwand steht erhöht der einfache Altar; auf der grobfädigen Leinendecke brennen in plumpen, hölzernen Leuchtern dicke, gelbe Wachskerzen. Darüber hängt das schlichte Altarbild, eine mit grellen Farben bemalte Holzplatte. Uralte, flämische Kirchenweisen durchfluten das enge Kirchenschiff und schallen über den Friedhof hin. Königskerzen und blutroter Mohn, blaue Wegwarte und die roten Heckenrosen unter dem ragenden Kirchhofskreuz leuchten im Sonnenglanz. Der Quendel duftet; ein Fink schlägt im Gezweig, und die hohen Linden rauschen im leisen Windhauch über eingesunkene Rasenhügel. Hernach besichtigt der Bischof die ärmliche Pfarrwohnung, unterrichtet sich über die gänzlich unzulänglichen Einkommensverhältnisse des Ortsgeistlichen, ordnet an, „dem Pfarrer Johannes und seinen Nachfolgern an der St. Andreaskirche zu Sadbre sine Cunczindorf eineinhalb Hube Acker zu geben und eine kleine Besitzung zu verleihen, deren jeweiliger Inhaber Erbuntertan des Pfarrers sein soll“ und sagt die baldige Zustellung der bischöflichen Stiftungsurkunde zu.

Dann verabschiedet sich der geistliche Oberhirte von den Plebanen Johannes und Nikolaus, steigt mit seinen Begleitern zu Pferde, verläßt

von der Menge umjubelt das arme Bauerndorf und reitet über Sosnicze gegen Gliwicze weiter.

Am späten Nachmittage tritt Nikolaus, der bejahrte Pfarrer von Biskupice, den Rückweg nach seiner Behausung an. Er schreitet gemächlich an den Gehöften vorbei, nickt den Kindern freundlich zu und atmet nach den Anstrengungen des bewegten Tages auf, als er den Bach hinter sich hat. Am hohen Wegkreuz hält er an.

Auf der Astbank vor der Hütte sitzt, das Haupt an die Balkenwand zurückgelehnt, unbeweglich die Urahne, und zu ihren Füßen spielt der Bube im Sande. Der Pleban tritt erschrocken heran. Indem huscht ein Lächeln über die welken Züge der Greisin; ihre Augen weiten sich und starren in die Ferne: über dem dunklen Waldstreifen hebt sich weit im Süden die scharfe Linie der Beskiden vom klaren Himmel ab und grüßt herüber ins graue Vorland. Die alte Frau atmet tief auf und sinkt mit einem glücklichen: „Kunz, die Berge!“ kurz aufschluchzend zusammen.

Der Knabe läßt das Spiel, tritt zögernd an die beiden heran und blickt überrascht in das bleiche Totenantlitz, dessen Herbheit durch ein friedliches Lächeln verklärt ist. Dann schlägt er verwundert die Hände zusammen: „Die Ahne lacht ja!“

„Ja, Kind,“ spricht ergriffen der Pfarrer, „denn sie ist nun za brzegiem — hinter dem Ufer — bei ihrem Kunz in der Heimat!“

Kurt Dieth.

Sundort: Oberschles. Sonntagsbote.

Beilage der Oberschlesischen Volksstimme.

Wort- und Sachregister.

Aufgestellt von Georg Laßmann, Gr. Strehliß.

- | | | |
|----------------------------|-------------------------------|--------------------------|
| Abgaben 86. | Dobroslawitz 60. | Groß Strehliß 5, 51, 74. |
| Adalbert, der hl., 37. | Dorfgründung 49. | Grottkau 46. |
| Adelsdorf 48, 78. | Dollna 74. | Grunau 46, 78. |
| Altewalde 46, 48, 56, 78. | Domsdorf 58, 78. | Guhrau 46. |
| Alt-Patschkau 46, 48. | Dürr-Kamitz 47, 78. | Guttwitz 47 |
| Annaberg 25, 31, 32. | Dürr-Kunzendorf 78. | |
| Ansiedler, deutsche, 45. | | Handel 41. |
| Arnsdorf 58. | Eilau 59, 78. | handelszüge 42. |
| Bankwitz 47. | Eisenzeit 13. | haugsdorf 58, 78. |
| Barzdorf 58, 78. | Eiszeit 1, 9. | Heibau 78. |
| Bauernleben 86. | Ellguth, Kreis Neisse, 46. | Heinersdorf 58, 78. |
| Bauße 57. | Ellguth, Kreis Rosenberg, 5, | Heinrich IV., Herzog, 75 |
| Bauschwitz 78. | 23. | Heinzensdorf 46. |
| Bechau 47. | | Hermisdorf 48. |
| Beigwitz 47, 59. | Falkenau 46. | Hindenburg 95. |
| Bernsteinstraße 20, 28. | Frankendorf 47. | Hohendorf 5. |
| Besiedelung 4, 10, 33, 40, | Frauendorf 54. | Holzkirchen 34, 40. |
| 45, 46, 49, 51, 54, 55. | Frei-Uchapel 5. | |
| do., altgermanische 22. | Freiwaldau 48, 69, 78. | Jägliß 78. |
| do., germanische 23. | Friedewalde 46, 56. | Jauernig 58. |
| Beuthen 37, 40, 87. | Friedrichsdorf 46, 48. | Jentsch 47. |
| Bielau 55, 57, 78. | Frühgeschichten 35. | Jesuiten 39. |
| Bielitz 48, 78. | | Jeutritz 47. |
| Bischofsbesuch 95. | Ge'dwesen 62. | Johnsdorf 47. |
| Bischofswalde 46, 48, 55, | Weltendorf 46. | Jungferndorf 58, 78. |
| 58, 78. | Germanen 4, 13, 14, 25. | |
| Böhmischdorf 48. | Geschichtsquellen, erste, 15. | Kaindorf 47, 48. |
| Boleslaus, Herzog, 41, 51. | Geleß 47, 58. | Kalkau 48, 58. |
| Borkendorf 78. | Giersdorf 78. | Kandzin 40. |
| Bösdorf 47, 48. | Gläsendorf 46, 47. | Kapuziner 39. |
| Bronzezeit 13, 47. | Glaubensboten, christliche, | Kajischta 48. |
| Brunschwitz 46. | 34, 35. | Kaundorf 47, 56, 76. |
| Buchsdorf 48. | Gliewitz 40, 87. | Kelten 5, 14. |
| Burgen 86. | Glogau 79. | Klein Briesen 47. |
| | Glumpenau 46, 59. | Klein Carlowitz 47, 56. |
| Carlowitz 56. | Gogolin 86. | Klein Krosse 58. |
| Chechlau 40. | Goldfunde 69. | Klobebach 47. |
| Chorulla 5, 23. | Gostiz 46. | Kohlsdorf 78. |
| Chudow 88. | Grädiß 46, 47. | Kolonisten 74. |
| Cisterzienser 52. | Graschwitz 46, 47. | Konradsdorf 46. |
| Clybacz 47. | Greifau 46, 78. | Konstadt 45. |
| Cobula 58. | Grenzwald 29, 45, 48, 76, 78. | Köppernig 46, 78. |
| Cosel 5, 95. | Groß Brie en 56. | Koppitz 46. |
| | Groß Carlowitz 46, 48, 56. | Korkwitz 47. |
| Deutsch-Kamitz 78. | Groß Ellguth 58. | Koschpendorf 47. |
| Deutsch-Pieskar 40. | Groß Krosse 58, 78. | Kosel 5, 95. |
| Deutsch-Wette 78. | Groß Kunzendorf 58, 78. | Kösling 5. |
| Dittmannsdorf 78. | Groß Neundorf 48. | Kradwitz 46, 47. |
| | Groß Schimnit 6. | Krautenwalde 48. |

- Krempa 5.
 Kreuzburg 45.
 Kroschen 55.
 Krzyzanowit 5.
 Kühschmalz 46.
 Kunzendorf 95.
 Kuschorf 47.
 Langendorf 78.
 Lassa 47.
 Laßwitz 47.
 Lausische Kultur 4.
 Lentich 58, 78.
 Leobschütz 5, 20, 95.
 Lindewiese 48, 76, 78.
 Ludwigsdorf 56, 78.
 Lygter 47.
 Mahlendorf 48, 78.
 Mähren 56.
 Mansdorf 46, 76, 78.
 Markersdorf 78.
 Markirch 79, 86.
 Markwitz 46, 47.
 Mogwitz 46, 47.
 Mohrau 78.
 Mongolen 63.
 Mösen 48, 58.
 Natlsche 47.
 Neisse 39, 41, 46, 47, 55, 58, 59, 75, 78, 79, 80, 82, 95.
 Neudorf 5.
 Neunz 40, 47, 55.
 Neustadt 88, 95.
 Neustädt 73.
 Neuwalde 56, 78.
 Nieder-Geseß 46.
 Nieder-Hermsdorf 48, 78.
 Niflasdorf 78.
 Ober-Glogau 74.
 Ober-Hermsdorf 58.
 Oberwitz 5, 23.
 Oder 26, 42, 48.
 Oderwald 11.
 Oppeln 37, 38, 39, 79, 80, 88, 95.
 Oppersdorf 48, 56, 78.
 Ossig 46.
 Ottmachau 46, 47, 48, 58, 59, 76, 77, 78, 79, 80, 82, 83, 87.
 Patlschau 46, 48, 58.
 Perschkestein 47.
 Pest 94.
 Petersdorf 78.
 Petersheide 56.
 Püllwische 47.
 Pitschen 45.
 Pleß 40.
 Pniow 40.
 Polanowit 5.
 Polnischwette (iekt: Altwette) 46, 47, 78.
 Ponischowitz 40.
 Preiland 57, 78.
 Presfa 29, 45, 48, 76, 78.
 Proßendorf 48, 76, 78.
 Prosfau 5.
 Proßmannsdorf 48.
 Prussinowicz 78.
 Quaden 21.
 Ramsau 48.
 Rathmannsdorf 47, 48.
 Ratibor 54, 67, 80, 95.
 Rauden 49, 52, 60.
 Rechtsweisen 61.
 Reichenstein 73.
 Reimen 55.
 Reimersdorf 78.
 Reinichdorf 48, 59, 79.
 Reischendorf 47, 56.
 Reischwitz 47.
 Rennersdorf 78.
 Rehwasser 78.
 Riemertsheide 48, 76.
 Ritterburgen 86.
 Ritterleben 83.
 Ritterswalde 56, 76, 78.
 Rosenberg 40.
 Rothwasser 58.
 Rottwitz 47.
 Rucherswalde 56.
 Rückwanderung 35.
 Rybnit 40.
 Sarlowitz 47, 58.
 Satteldorf 46, 47.
 Saubsdorf 78.
 Schlaupitz 47.
 Schleibitz 47.
 Schloßer 86.
 Schmefeld 47.
 Schönfeld 45.
 Schönheide 56.
 Schönwald 45, 49.
 Schrotholzkirchen 34, 40.
 Schubertsfrosse 58, 78.
 Schützenhof 47.
 Schwammelwitz 47, 48, 58.
 Sczedzif 6.
 Sengwitz 46, 48.
 Sehdorf 58, 78.
 Siedler, deutsche 33.
 Silingen 17.
 Slawen 9, 25, 33, 34, 47.
 Städtewesen 90, 91.
 Stanitz 50, 53.
 St. Annaberg 25, 31, 32.
 Starrwitz 46, 47.
 Steinsdorf 78.
 Steinzeit 47, ältere, 1, 10, jüngere, 10.
 Straduna 6.
 Striegendorf 46.
 Swandorf 58.
 Syrin 40.
 Tanbert 78.
 Tarnau 5, 6, 23.
 Tellnitz 59.
 Tharnau 46, 47.
 Thomas II., Bischof, 75.
 Thomasdorf 78.
 Tiefensee 46.
 Toft 41.
 Tschauschwitz 57, 58.
 Tschesdorf 46, 47, 48, 76.
 Tschiltich 47.
 Ullersdorf 47.
 Urgeschichte 1.
 Vogts-Krosse 78.
 Völkerwanderung 22.
 Volkmannsdorf 78.
 Vorgeschichte 9.
 Walddörfel 78.
 Wandalen 5, 14, 15, 17, 22, 27, 29, 47.
 Wehowitz 6.
 Weidenau 58, 80.
 Weinbau 74.
 Weizenberg 46.
 Wichulla 15.
 Wiefau 58.
 Wildschütz 78.
 Winau 74.
 Winsdorf 78.
 Winzenberg 57.
 Wische 76, 78.
 Wladislaus, Herzog, 49, 52, 167.
 Würben 46.
 Zarbe (iekt: Hindenburg) 195.
 Zauwitz 47.
 Ziegenhals 69, 73, 78.
 Zisterzienser 52.
 Zuchmantel 69, 79, 81.
 Zülz 94.
 Zyrowa 6.

Zeittafel

mit Entwicklungsübersicht von der Urzeit bis zum Auftreten der Hussiten.

In letzter Zeit sind in Kösling und Dirschel, Kreis Leobschütz Feuersteinwerkzeuge gefunden worden, die uns beweisen, daß Oberschlesien schon in der älteren Steinzeit bewohnt war.

Seit einiger Zeit sind auch besonders auf Dünen meist kleine Feuersteinwerkzeuge gefunden worden, sie gehören der mittleren Steinzeit an.

Jüngere Steinzeit.

Vor 5000 bis 2000 vor Christus: Aus der ungarischen Tiefebene drangen zahlreiche Ansiedler nach Schlesien vor. Später kamen auch aus nordischen Ländern Siedler hierher. Beide Völker mischten sich und bildeten bis in die Eisenzeit hinein den Kern der Bewohner Schlesiens. Es war eine Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung. Wohnung war Blockhaus sowie Fachwerkbau; Kleidung: Gewebe von Wolle und Flachs; Nahrung: Jagdtiere, Haustiere, Brot und Ackerfrüchte, Nahrungsbereitung: Herdfeuer, Kornmahlen mit Handmühle, Brotbacken. — Steingeräte mit Hilfe von Wasser und Sand geglättet. Gefäße aus Ton geformt und gebrannt. — Spinnen und Weben erfunden durch Flachs-anbau.

Bronzezeit.

Von 2000 bis 800 vor Christus: Beginn der Bronzezeit um das Jahr 2000 v. Chr. Die Bevölkerung blieb dieselbe wie in der Steinzeit. Die Befruchtung durch Eindringlinge nordwestlicher Herkunft in Schlesien gewann das Übergewicht. Gegen Ende der Bronzezeit sehen wir das ganze schlesische Land von den noch nicht sicher gedeuteten, jedoch bestimmt nicht slavischen Trägern der Lausitzischen Urnenfelderkultur bewohnt, deren Gebiet sich tief bis nach Polen, Österreich und Böhmen hinein erstreckte. — Tauschhandel erfolgte mit südlichen Gegenden, wo die Menschen weiter fortgeschritten waren. Während zur Steinzeit das Entgelt (Geld) aus Fellen, Vieh und Eberzähnen bestand, so jetzt aus Erzstücken in Doppelartform (Kupfer oder Bronze = Mischung aus Kupfer mit Zinn). — Der Bronzezeitmensch wohnte in Hütten aus Holz und Lehm. Infolge Änderung der religiösen Anschauung und der Religion überhaupt Übergang von der Körperbestattung zur Brandbestattung.

Eisenzeit.

Von 800 vor Christus bis heute: Um 800 ward zum ersten Male Eisen in unserem Heimatlande verwandt, zuerst als kostbares Material für Schmucksachen, bald aber auch als Werkmaterial (Raseneisenerz).

Erstes Vordringen der Germanen nach Oberschlesien.

Von 700 bis 400 vor Christus: Im 7. Jahrhundert drang aus dem Norden von der Weichselmündung her ein neues Volk, die Germanen, in Schlesien ein, die wenig später die alleinigen Bewohner der Provinz wurden. Sie aber setzten sowohl gegen 400 als auch die übrige Bevölkerung Schlesiens nach 400 ihren Zug nach Süden fort, so daß unser Heimatland alsdann für einige Zeit von jeder Bevölkerung frei blieb.

Die schlesische Bevölkerung im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt.

Aus Mähren und Böhmen drangen keltische Stämme besonders in die südlichen Teile von Oberschlesien vor und ließen sich hier in dorfähnlichen Siedlungen nieder.

Zweites Vordringen der Germanen nach Oberschlesien von 100 v. Chr. bis 400 n. Chr.

Vom Norden her drangen die germanischen Wandalen Skandinaviens in Schlesien ein, und ein Teil von ihnen fand hier eine neue Heimat. Sie waren Meister im Schmelzen und Schmieden des Eisens und erwiesen sich als ein kampferprobtes, wetterhartes Volk. — Neue Blütezeit für Schlesien. Die reichen Germanenfürsten führten einen prächtigen Hof (vgl. die Fürstengräber von Sacrau, Kreis Breslau, und Wichulla¹⁾, Kreis Oppeln).

Erste Geschichtsquellen.

Die Germanen treten in die Geschichte erst ein infolge ihres Sammentreffens mit den Römern. Die römischen Geschichtschreiber, wie Tacitus, berichten darüber. Sie erwähnen aus Schlesien die Stämme der Wandalen, Lugier und Silingen; von letzteren hat unsere Heimat den Namen Schlesien erhalten. — Zahlreiche Funde von römischen Münzen, von Urnen und Gefäßen aus Ton oder Erz, Waffen und Geräten bezeugen den Einfluß der Römer auf unser Heimatland. Seinerzeit bestand reger Tauschhandel mit dem sonnigen Süden, besonders mit Italien. Nach sicherem Beweis durch Funde aus dem Jahre 1925 ist überhaupt ganz Oberschlesien spätestens vom 1. Jahrhundert n. Christus ab jahrhundertlang rein germanisches Land. Den an Zahl spärlicheren germanischen Altertümern aus dem 1. und 2. Jahrhundert stehen nach Herrn von Richtshofen bereits sehr viele aus dem 3. und 4. Jahrhundert gegenüber. Germanische Siedlungsplätze aus der Völkerwanderungszeit um 375 n. Chr. wurden sogar bei 17 ober-schlesischen Ortschaften (vgl.

¹⁾ Jetzt Grobla.

Heft 1, S. 5) neu entdeckt. Zu Tarnau, Kreis Oppeln, wurden auf einer einzigen Gemarkung fünf Fundstellen germanischer Altertümer, und zwar drei Gräberfelder und zwei Siedlungen nachgewiesen. Und viele dieser Funde aus unseren Gegenden zeigen das germanische Kunsthandwerk auf einer Höhe, die nur unsere Bewunderung erregen kann.

Die von dem polnischen Vorgeschichtsforscher, Universitätsprofessor Dr. Kostrzewski-Posen vorgebrachten Gründe, daß die Lausitzische Kultur als slavische anzusehen und somit für unsere Gegend seit frühester Vorzeit ständig eine slavische Besiedlung anzunehmen sei, sind ganz und gar hinfällige Scheingründe.

Die Zuwanderung der Slawen.

Frühestens im 6. Jahrhundert nach Christus können die ersten Slawen in unser Land gelangt sein; mit Bestimmtheit lassen sich slavische Siedler erst im 9. Jahrhundert nachweisen. Schon im 12. Jahrhundert begann die Wiedereindeutschung Oberschlesiens. — Unter Mieszko I. vermochte Polen 992 die Obergrenze nach Süden hin bis an den Gebirgsaum vorzuschieben und unter seinem Sohne, Boleslaw dem Kühnen, ganz Oberschlesien und Mähren hinzuzugewinnen. — Im Jahre 1163 brachte der deutsche Kaiser Barbarossa, von Wladislaw II. dazu veranlaßt, dessen Söhne wieder in den Besitz ihres schlesischen Herzogtums im Umfange des Bistums Breslau. Der älteste der Brüder, Boleslaus der Lange, wurde der Stammvater der schlesischen Piasten. Völlig zu Deutschen geworden, gingen die Piasten fortan ihre eigenen Wege und gaben seit Heinrichs I. Zeit ihren Ländern durch planmäßige deutsche Kolonisation das Gepräge.

Die Eindeutschung Oberschlesiens.

Durch die Teilung des schlesischen Landes unter Wladislaws Söhne war ein Dualismus zwischen Ober- und Niederschlesien geschaffen. Boleslaus hatte nämlich die Lande Oppeln, Breslau, Glogau, Liegnitz erhalten, Mieszko Ratibor und Teschen, der noch unmündige Konrad zuerst nichts, später Glogau — Mieszko erhielt sodann noch durch seinen Oheim Kasimir, der Großherzog von Polen und Oberlehnsherr der schlesischen Brüder war, Beuthen, Auschwitz (Oswiecim) sowie Pleß. Beide Teile trennte seit uralter Zeit ein Grenzwald, die sogenannte Preszeka. Dieser Dualismus schliff sich allmählich ab, so daß sich die Nachkommen Mieskos I., wie Boleslaw I. von Oppeln † 1313, Bolko II. von Oppeln † 1356, Ladislaw I. von Oppeln † 1401 mindestens seit dem 15. Jahrhundert als Schlesier schlechthin fühlten. Als nun aber innerhalb beider Hälften Schlesiens die Zerspaltung unter den Herzögen immer weiter um sich griff, war die Anlehnung an mächtige Nachbarn nicht zu vermeiden. Bereits 1290 erhielten die Oberschlesier von den böhmischen Herrschern ihre Gebiete als Lehen.

Die Anziehungskraft der Wenzelskrone wuchs noch nach ihrem Übergange an die deutschen Luxemburger, und 1335 trug Kasimir der

Große der Lage dadurch Rechnung, daß er, um sich Böhmens Wohlwollen nicht zu verscherzen, unter Zustimmung seiner Edlen und Bischöfe im Vertrage von Trentschin den tatsächlich seit 1163 bestehenden Zustand der Trennung Schlesiens von Polen durch staatsrechtlichen Verzicht auf die ganze Provinz feierlichst und bedingungslos anerkannte. 1572 hat sein Nachfolger noch einmal diesen Sachverhalt als bindend bekräftigt; und damit war das Deutschtum in Schlesien für die kommenden Zeiten gesichert.

Die Einführung des Christentums in Oberschlesien.

Im 9. Jahrhundert predigte das glaubenseifrige Brüderpaar Cyrill und Methodius aus Mähren den Slawen im oberschlesischen Walde das Evangelium. Im Jahre 963 ließ sich Mesko I., Herzog der polnischen Slawen, durch seine Gemahlin zur Taufe bewegen. Nicht lange vor dem Jahre 1000 entstand das Bistum Breslau, zu dem seit seiner Begründung das Ottmachauer Land gehörte. Jaroslaus wurde 1198 Bischof von Breslau und erwarb bald die alte slawische Ansiedlung Neisse zum Bistum hinzu. Er sowohl als auch seine Nachfolger übten gewisse Herrschaftsrechte aus. In den Besitz der vollen Landeshoheit gelangten die Breslauer Bischöfe durch das große Kirchenprivilegium vom 23. 6. 1290, nachdem sich der damalige Bischof Thomas II. (1270 bis 1292) in langem Kampfe um wirkliche oder vermeintliche Rechte der Kirche mit dem schlesischen Herzoge Heinrich IV. gemessen hatte. Damit traten die Breslauer Bischöfe völlig gleichberechtigt in die Reihe der schlesischen Fürsten ein, und noch heute erinnert der Titel Fürstbischof an ihre ehemalige Landeshoheit. Zu diesem Landbesitz kam noch um 1350 Grottkau hinzu.

Zu Beginn des Mittelalters gründeten die Breslauer Bischöfe, vor allem Lorenz I. (1207—1232), Thomas I. (1232—1268) und Thomas II. in ihrem Neisser Ländchen eine Reihe deutscher Dörfer, oder wandelten slawische Orte in deutsche um.

Deutsche Ansiedlungen in Oberschlesien zu Beginn des Mittelalters.

Schon vor 1223 war neben dem alten slawischen Neisse eine neue deutsche Siedlung entstanden, die im Laufe der Zeit Ottmachau überflügelte und die Hauptstadt des bischöflichen Gebietes wurde. Die Prefeka, der Grenzwall, der Oberschlesien von Niederschlesien trennte, fiel schließlich unter den Arzthieben neuer Zuwanderer aus dem Westen. — Die deutschen Ansiedler entrichteten an ihren Grundherrschaften als Steuern von der Hufe zumeist den Vierdung, d. i. eine Viertelmark; — die Polen dagegen gaben der Kirche den Garbenzehnten d. i. die zehnte Garbe auf dem Felde. Keine anderen Abgaben hatten die deutschen Ansiedler; sie saßen daher als freie Männer auf ihrem Hofe und vererbten ihn ebenso ihren Nachkommen. — Der unfreie polnische Bauer schaute staunend auf die neuen Ankömmlinge. So kam es, daß manche polnische Dorf=

gemeinde um dieselben Rechte bat, die den Deutschen zugestanden worden waren, und ihre Bitte fand oft Erhörung. Daran erinnern noch heute zahlreiche polnische Familiennamen in rein deutschen Dörfern unserer Heimat, daran erinnern auch zum Teil die Namen der Dörfer selbst. Ich verweise hier auf die Dörfer Thorzow und Belobreze im Kreise Beuthen, einst zum Stifte Mieschow gehörend, denen Herzog Wladislaus von Oppeln nach der Urkunde vom 24. Mai 1257 das deutsche Recht zuerkannte. Es bildeten sich sogar deutsche Städte inmitten der slavischen, die nach und nach auch deutsch wurden, oder aber es wurden im 13. Jahrhundert neue Städte neben den slavischen Niederlassungen gegründet und „zu deutschem Recht ausgesetzt“, wie Ratibor, Oppeln, Leschnitz, Neisse. In diesem Kapitel sei auch noch erwähnt die unter Zustimmung des Herzogs Wladislaus und des Abtes von Rauden im Jahre 1269 im Walde Bonkowo erfolgte Gründung des Dorfes Schönwald bei Gleiwitz, das bis zum heutigen Tage durch Jahrhunderte hindurch seinen deutschen Charakter bewahrt hat.

Das Klosterwesen in Oberschlesien.

Unser Land hat auch den Klöstern nicht nur auf religiösem Gebiete zu danken.

Am 21. Oktober 1258 gründete Herzog Wladislaus an dem Flützchen Ruda das erste Zisterzienserkloster in Oberschlesien und erteilte ihm eine große Anzahl Vorrechte. Der Name „Rauden“ ist wohl von dem kleinen Gewässer abzuleiten. Ein Tochterkloster von Rauden ist das von Boleslaus I. von Oppeln um 1290 begründete Kloster Himmelwitz. Ein Frauenkloster vom Orden der Prämonstratenser ward zu Anfang des 13. Jahrhunderts von Meskos Gemahlin Ludmilla in Rybnik gestiftet, von dort aber schon 1228 durch deren Sohn Kasimir auf Wunsch der Ordensschwestern nach dem heutigen Czarnowanz verlegt. — Alle diese Stiftungen beteiligten sich an der Heranziehung deutscher Ein- und Augustiner entstanden auch im Beginn des 13. Jahrhunderts. Sie wanderer. — Die Klöster der Bettelmönche, der Dominikaner, Franziskaner wurden von der Gunst der Bevölkerung getragen. Ihre Niederlassungen zogen sich mit der Kirche und den schmucklosen Klostergebäuden meist an der Stadtmauer hin, so in Oppeln und Beuthen. Die ehemaligen Klosterkirchen der Franziskaner oder Minoriten dienen heute den evangelischen Gemeinden als Pfarrkirchen. Die Gotteshäuser der ersten christlichen Gemeinden und der ersten Klöster waren bei dem Mangel anderen Baustoffes und dem Überfluß an Holz aus Baumstämmen schlichte Holzkirchen, ähnlich denen, die wir noch heute hier und da in Oberschlesien finden, und so vor allem in den Waldgegenden der rechten Oderuferseite. Noch im 18. Jahrhundert sind Holzkirchen nach uralter Art errichtet worden, z. B. die Holzkirche zu Repsch, bei Oberglogau und das im 17. Jahrhundert zu Mikultschütz, Kreis Tarnowitz, erbaute Gotteshaus, das sich jetzt in der Promenade von Beuthen O./Schl. befindet.

Die Mongolen überfallen das Land.

Im Jahre 1241 brach ein Schwarm Mongolen in Oberschlesien ein. Unter dem grausamen Dschingis-Chan hatte sich eine Horde aus dem fernen Osten zusammengeschart und zog gleich Riesenmeuten gieriger Raubtiere durch die Lande. Vergeblich war jeder Widerstand, auch an Oberschlesiens Grenze. Herzog Mesko I. von Oppeln und sein Verbündeter Boleslaw von Sendomir mußten bis Niederschlesien zurückweichen. Um Liegnitz sammelte Heinrich II. von Schlesien seine Streitkräfte. Das Christenheer wurde am 9. April 1241 bei Wahlstatt besiegt. Herzog Heinrich fiel in tapferer Gegenwehr. Die Mongolen zogen sich darauf am Gebirge entlang zurück; auf diesem Wege durchstreiften sie auch die Neisser Gegend, sie plünderten, vielleicht sogar steckten sie die damals unbewehrte Stadt in Brand.

Die mittelalterliche Bergbautätigkeit in Oberschlesien.

Der Bischof von Breslau hatte zuerst am Querberge bei Zuckmantel Goldquellen entdeckt und machte darauf 1224 Ansprüche beim Papste, als sie ihm der Markgraf von Mähren entrisen hatte. Die Gegend um Zuckmantel—Ziegenhals—Freiwalddau wurde lange Zeit ein Zankapfel zwischen der weltlichen und geistlichen Obrigkeit im Mittelalter. Erst 1281 übergab Herzog Nikolaus von Troppau das Edelsteiner Gebiet dem Bischof von Breslau. Hier ließen die ersten Flußsandgräben im Miserischthal aufwärts die primitiven Blockhütten entstehen, welche die Keimzelle zum späteren blühenden Gemeinwesen bildeten. Bis an das Waldland der Bischofskoppe dehnten die deutschen Kolonisten ihren Herrschaftsbereich aus. Um 1300 ist das Zuckmantler Gebiet mit Edelstein zum zweiten Male dem Breslauer Bischofe entrisen worden. — 1339 werden auch wieder die Goldgruben bei Zuckmantel erwähnt. — Besonders zeichneten sich durch rege Bergbaufürsorge aus der Bischof Thurzo (1506—1520) und sein Nachfolger, der Bischof Balthasar von Promnitz aus der Mitte des Jahrhunderts (1539—1562). Bischof Martin Gerstmann (1574—1585) übernahm auch die von den Fuggern gepachteten Bergwerke der Bergstadt Freiwalddau. 1583 kaufte er das Gut Saubsdorf mit dem Bergwerk. Die Namen Goldloch und Goldgraben sprechen für die einstigen Bergwerke, ebenso die Goldkoppe bei Freiwalddau sowie der dorthin führende Weg mit dem Namen Goldweg und das kleine dort fließende Wasser, genannt Goldwasser, Goldbach. Unter Andreas von Jerin (1585—1596) wurde sowohl auf der Goldkoppe, als auch auf dem Urlichberge und der Überschar nach Gold gegraben. — Andere schlesische Orte, wo ebenfalls Bergbau und zwar auf Gold getrieben wurde, waren Ziegenhals, Neustädte, Reichenstein. Ziegenhals hieß in der mittelalterlichen Bergmannssprache: Goldeneckstein, Neustädte: Goldentraum.

Der Weinbau in Oberschlesien.

Im 13. Jahrhundert brachten die vom Westen her kommenden deutschen Kolonisten zur Erinnerung an ihre frühere Heimat in das

unwirtliche Pflaumenland an der Oder die Weinkultur mit. Die Bezeichnungen Winau, Dorort von Oppeln, und Winarn, Weingasse bei Oberglogau, der Weinberg bei Dollna, ferner die Trauben in dem Stadtwappen von Oberglogau, sowie die Rebe im Gemeindesiegel von Dollna erinnern noch daran, daß damals selbst in dem klimatisch rauheren Oberschlesien Wein gekeltert wurde.

Mittelalterliche Burgen und Schlösser in Oberschlesien.

Die ältesten Burgen in unserem Lande waren zuerst aus Holz. Später aber genügten diese Anlagen nicht mehr, und man begann wenigstens die Mauern aus Steinen oder Ziegeln aufzuführen. Am schönsten gelegen ist die alte Burg Ottmachau, die bis 1810 den Fürstbischöfen von Breslau gehörte. — Zweck der Burgen war, das Land bei feindlichen Einfällen zu verteidigen. Der Zugang zur Burg war gewöhnlich in einem Turme angebracht, der fest aus Steinen gefügt war und nur wenig kleine Fensteröffnungen hatte. Auch das Tor war eng und niedrig. Ein gutes Beispiel eines solchen Burgturmes bietet die Burg Wogendrossel in Neustadt O./S. und die alte Burg in Oppeln. Da Oberschlesien meist ebenes Land ist, so gab es auch viele sogenannte Wasserburgen. Diese waren so angelegt, daß ringsum sich Wasser ausdehnte oder ein künstlich hergestellter Graben sie umschloß. Im Kreise Hindenburg (Zabrze) liegt inmitten feuchter Wiesen und Wasserflächen die Ruine der Burg Chudow. Wie man sagt, soll sie von dem Ritterorden der Tempelherren erbaut worden sein. Auch hier gibt es einen mächtigen Turm, dem das hölzerne Dach fehlt. Reich an Burgen ist das Neisser Land. Unter ihnen ist die älteste Befestigung der Bischofshof zu Neisse; er wird schon 1282 bei der Zehntfehde zwischen Bischof Thomas II. und Herzog Heinrich IV. erwähnt. In Ziegenhals wird eine bischöfliche Burg zum Schutze der Festung urkundlich 1445 und 1494 nachgewiesen. Im ältesten Einnahmeregister des Breslauer Bistums um 1300 wird die Burg Tiefensee im Kreise Grottkau genannt. 1432 haben die Hussiten das Schloß zerstört. Aus dem Neisser Kreise sei noch zum Schluß der Burgen von Kalkau, Greisau und Bechau gedacht. 1232 soll die Kalkauer Burg von den Tempelherren gegründet worden sein. In Bechau erscheint 1268 ein Kastellan Dremlitus. Im Jahre 1233 nannte Johannes Sybotha Greisau sein eigen. Unter Bischof Thomas II. kam es in Abhängigkeit vom bischöflichen Stuhle zu Breslau; der Herzog Heinrich IV. bemächtigte sich aber alsbald der Burg Greisau. Das führte zu Streitigkeiten zwischen Kirche und Schlesierherzog, so daß Bischof Thomas erst im Jahre 1290 die Burg wieder zurückerhielt. In der Hussitenzeit wurde die Burg 1430 ein Raub der Flammen und ist dann nicht wieder aufgebaut worden.

Dr. Sch miß.



Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000578350



II 139775
Pracownia Śląska

NARODOWY
ZASÓB
BIBLIOTECZNY